



Margarete Meggle

In der Tiefe der Tasche

Sprechen über sich und seine Sachen

Margarete Meggle

IN DER TIEFE DER TASCHE

SPRECHEN ÜBER SICH UND SEINE SACHEN

Magisterarbeit
im Fach Deutsche und vergleichende Volkskunde
am Institut für Volkskunde
der Ludwig-Maximilians-Universität München

Betreuer: Prof. Dr. Helge Gerndt

München, 1. September 1993

"Ich werde jedenfalls nicht auf der faulen Haut liegen. Ich bin nämlich ein Sachensucher, und da hat man niemals eine freie Stunde." ...

"Was ist das?" fragt Thomas.

"Jemand, der Sachen findet, weiß ihr. Was soll es anderes sein?" sagte Pippi ... "Die ganze Welt ist voll von Sachen, und es ist wirklich nötig, daß jemand sie findet. Und das gerade, das tun die Sachensucher." ...

"Wir werden ja sehen", sagte Pippi. "Etwas findet man immer, aber die besten Sachen findet man fast immer da, wo die Menschen in der Nähe wohnen."

Aus dem Kinderbuch "Pippi Langstrumpf" von Astrid Lindgren,
Hamburg 1986, S. 29 - 30.

Inhaltsverzeichnis

I.	EINLEITUNG	1	
1.	Annäherungen	1	
a)	Vorspann: Die Geschichte von der silbernen Dose	1	
b)	Zugang zum Thema: Teilbereich des alltäglichen		2
c)	Forschungslage	4	
2.	Methodisches	7	
a)	Vorgehensweise.....	7	
b)	Theoretischer Bezugsrahmen: Grundthesen kommunikativer Sozialforschung		10
c)	Erfahrungen und Probleme in der Feldforschung	11	
-	Die Rolle des Interviewers	11	
-	Das Verhältnis Interviewer - Gesprächspartner	12	
-	Gesprächsverlauf	15	
-	Sprechen über sich und seine Sachen.....	16	
-	Sprechen über den "Tabu"-Bereich Tasche	16	
-	Wahrheitsgehalt der Interviewaussagen?	18	
-	Ergebnisse der Feldforschung für mich.....	20	
II.	MEHR FRAGEN ALS ANTWORTEN	21	
1.	Versuch eines Beschreibungsmodells	21	
2.	Fragen an die Gesprächspartner und sich daraus ergebende Forschungsfragen an einem Fallbeispiel	26	
a)	Fragen nach dem aktuellen Fall im Fundamt	26	
b)	Fragen zum Stichwort Tasche und Handtasche im Allgemeinen.....	27	
c)	Fragen zu persönlichen Taschengewohnheiten: Inhalt, Gebrauch und die Tasche als solche		28
d)	Fragen nach den vielen Taschen für alle Lebenslagen.....	29	
e)	Fragen nach Taschen im Lauf des Lebens	30	
f)	Fragen zu dem, was man mit sich herumtragen sollte	30	
g)	Fragen nach dem Schutzbereich Tasche	31	
h)	Fragen zur Einschätzung anderer bzw. seiner selbst.....	32	
i)	Fragen nach Lebensdaten	33	
III.	ASPEKTE DES UMGANGS MIT DEN DINGEN IM GEBRAUCHSFELD TASCHE		34
1.	Wirklichkeitsbilder von Taschen	35	
a)	Begriffsvorstellungen: Tasche und Handtasche	35	
b)	Gebrauchsformen der Handtasche	38	
2.	Dinge in der Tasche	44	
a)	Häufigste Dinge - Grundausrüstungen	45	

b) Geld	48
c) Schlüssel.....	55
d) Ausweis und Papiere	59
e) Hygienedinge: Taschentücher und Taschenkamm.....	61
f) Taschenmesser.....	62
3. Taschenbilder: Der Spezialfall Fotos	64
4. Taschen für alle Lebenslagen.....	74
a) Taschen für einen Zeit- und Lebensstil: Körbe und Rucksäcke	75
b) Taschen für jeden Anlaß.....	77
5. Die Zeit "in der Tasche"	79
a) Kalender	80
b) Dingbiographien: Erwerb - Benutzung - Entsorgung.....	83
c) Umgang mit Taschen in der Zeit.....	88
6. "Taschenkontrolle": Selbst- und Fremdbilder Die dominante Kategorie Ordnung	92
7. Die Tasche des Einzelnen	98
a) Persönliche Dinge	98
b) Der Tabubereich Tasche.....	100
IV. SCHLUSS: ZUSAMMENFASSUNG.....	
LITERATURLISTE	103
ANHANG I: SOZIOGRAMM DER INTERVIEWGESPRÄCHSPARTNER.....	110
ANHANG II: INTERVIEWLEITFADEN	112
ANHANG III: KOMMENTARBLATT (MUSTER)	119
ERKLÄRUNG DER ABKÜRZUNGEN.....	120
LEBENS LAUF VON MARGARETE MEGGLE.....	121
ERKLÄRUNG	122

I. EINLEITUNG

1. Annäherungen

a) Vorspann: Die Geschichte von der silbernen Dose

Spät am Abend, nach langen Stunden des Gesprächs, kam sie manchmal darauf zu sprechen: Es war das eigentlich Unsagbare.

Ich war zu Besuch bei einer alten Dame, hoch in den Neunzigern. Wir kannten uns seit einigen Jahren. Seit es ihr gesundheitlich zunehmend schlechter ging, bat sie mich immer öfter doch mal wieder vorbei zu schauen. Unsere Abendgespräche drehten sich über Gott und die Welt. Aber vor allem konnte meine Bekannte glänzend aus ihrem langen Leben erzählen. Früher hatte sie Gedichte und Erzählungen geschrieben. Sie bezeichnete sich selbst als Dichterin. Aber ein bestimmter Abschnitt ihres Lebens blieb immer ausgespart: die Zeit des dritten Reiches.

Sie hatte ihre ganze Wohnung mit Antiquitäten und Kunstgegenständen gestaltet. Auf dem Tisch stand eine silberne Dose. Es war in der Vorweihnachtszeit, als sie mich einmal bat, diese Dosen zu putzen. Nach meinem Dafürempfinden hätten es andere Gegenstände viel mehr gebraucht. Die ganze Wohnung war ziemlich angeschmudelt, weil sie einfach nicht mehr die Kraft hatte sie zu putzen. Ich wollte ihr aber eine Freude machen, also putzte ich die Dose. Sie erzählte, daß sie sie früher immer zu Weihnachten zusammen mit Leuchtern des Ritualsilbers aus Familienbesitz schön aufgestellt hatte. Deshalb mußten sie glänzend poliert werden.

Zu ganz fortgeschrittener Stunde, als sie schon sichtbar müde war, und ich zum Aufbruch drängte, kam sie nochmal auf diese Dose zu sprechen. Sie war ein Geschenk ihres Mannes. Auf dem Deckel war ein Monogramm eingepreßt. Mir fiel auf, daß es nicht die Anfangsbuchstaben ihres Namens waren. Nun erzählte sie ganz zögerlich: "Wir haben sogar unseren jüdischen Namen geändert. Bis heute muß ich diesen neuen scheußlichen Namen tragen. Aber alles hat nichts genutzt: Sie haben meinen Mann verschleppt; ich mußte aus Berlin fliehen und habe ihn nie wieder gesehen." An dieser Stelle konnte sie nicht mehr weitersprechen. Sie bat mich zu gehen. Sanft streichelte sie die Dose in ihrer Hand und stellte sie dann wieder an ihren festen Platz mitten auf dem Tisch.

Die Zeit des dritten Reiches und die Ermordung ihres Mannes durch die Nationalsozialisten waren für diese Frau so schrecklich, daß sie bis heute nicht darüber sprechen kann. Sie hat diese Phase ihres Lebens aus ihrem Bewußtsein gestrichen. Erst nach langjähriger Bekanntschaft mit ihr erfuhr ich in Andeutungen von diesen Ereignissen. Das war aber nur möglich eingebaut in die Beschreibung von Dingen. Die Deutlichkeit laut ausgesprochenen Wortes war für diese Frau schier unerträglich. So mußte ihr immer ein entscheidender Zeitabschnitt ihres Lebens fehlen. D.h. sie nahm auch sich selbst als eine, gerade auch in dieser Zeit

geprägte Person, nicht ganz an. Oder war dieser Lebensabschnitt doch alltäglich präsent in der silbernen Dose, die im Rahmen ihrer inszenierten Einrichtung einen zentralen Ort einnahm?

Für mich ergibt sich aus diesen Erfahrungen die Frage: Gibt es eine Sprache der Dinge/ Sprache mit den Dingen? Eine Sprache, die da einsetzen kann, wo die Sprache der Worte zu hart oder zu schwierig ist? Dem nachzugehen im alltäglichen Umgang mit den Dingen, soll eine Aufgabe dieser Arbeit sein.

b) Zugang zum Thema: Teilbereich des alltäglichen Umgangs mit den Dingen

Umgang mit Dingen ist ein großer Bereich. Vom ersten bis zum letzten Augenblick unseres Lebens haben wir mit Dingen zu tun oder gehen mit ihnen um. So wie auch die Spannweite eines Menschenlebens in der Redewendung durch Dinge ausgedrückt wird: als Zeitraum von der "Wiege bis zur Bahre".

In William Shakespears "Wie es euch gefällt" zählt der Narr Jacques die sieben Lebensalter auf:

"Die ganze Welt ist Bühne,
und alle Menschen sind nur Komödianten;
sie treten auf und gehen wieder ab,
und jeder spielt in seiner Zeit viele Rollen,
und seine Akte sind die sieben Alter.
Zuerst der Säugling, der da quäkt und geifert
im Arm der Amme. Dann das Schulkind zimpernd,
den Ranzen auf dem Rücken, frischgewaschen,
kriecht es verdrossen und im Schneckenschritt
zur Schule. Als nächster: der Verliebte,...
Dann, der Soldat,...
Und dann der Richter...
Das sechste Alter
schlüpft in den hageren Pantoffelhelden,
Beutel zur Seite, Brille auf der Nase,
die Hosen der Jugend wohl geschont...
Die letzte aller Szenen
die dieses seltsam reiche Stück beschließt,
ist zweite Kindheit,... ." ¹

William Shakespeare ordnet neben Tätigkeiten zwei Lebensaltern Tragebehältnisse zu. Diesen Teilbereich des Umgangs mit Dingen möchte auch ich herausgreifen: der Umgang mit den Dingen, die man alltäglich mit sich trägt. Vom Kinderspielzeug in der Hosentasche, über die Handtasche als Berufstätiger bis zum Schlüssel, der selbst für Bewohner eines Altenheims nötig ist, tragen wir unser

¹ Shakespeare, William: Wie es euch gefällt. übersetzt von Rothe, Hans, Baden-Baden, Genf 1956. 2. Akt/7. Scene.

ganzes aktiv handelndes Leben lang Dinge mit uns herum. Jeder - Männer und Frauen aller Berufe und aller Sozialschichten - ist davon betroffen.

Mit Taschen und Dingen in den Taschen hat nicht nur fast jeder zu tun, sondern auch fast jeden Tag. Das ist ganz wörtlich ein all-tägliches Phänomen. Damit sollen die Menschen in ihrer täglichen Lebensbewältigung ernst genommen werden, in der Normalität des Alltags.

Alltag verstehe ich hier nicht als einen ideologiegeladenen Gegenbegriff, mit vielerlei Schattierungen, wie sie etwa Norbert Elias zusammenfaßt.² Das Besondere gehört für mich ebenso wie das Normale zum Alle-Tage. Die Aussage von Norbert Elias, "daß die Struktur des Alltags nicht den Charakter einer mehr oder weniger autonomen Sonderkultur besitzt, sondern den eines integralen Bestandteils der Struktur dieser Gesellschaftsschicht und, da diese ja nicht isoliert betrachtet werden kann, der gesamtgesellschaftlichen (Macht)strukturen."³ Diese ganzheitliche Sicht auf All- tag ist nicht nur für die höfische Aristokratie angemessen, sondern trifft auf alle Gesellschaftsschichten zu. So verstanden ist Alltag ein ähnlicher Sammelbegriff, wie Kultur im Sinne des erweiterten Kulturbegriffs⁴, der allerdings die Wahrnehmung für Normales schärft, ohne Besonderes aber auszuschließen.

Diese offene Sicht ist dem möglichen Quellenmaterial und meinem daraus folgenden Zugang angemessen: Über den Umgang mit Taschen und den Dingen, die man in der Tasche trägt, gibt es so gut wie keine schriftlichen Quellen⁵. Deshalb mußte ich sie selbst erzeugen. Im Rahmen einer Magisterarbeit war keine repräsentative Umfrage möglich, sondern nur Einzelinterviews. In ihnen versuchte ich mich möglichst offen dem Thema anzunähern. Die Gespräche waren weitgehend von den Gesprächspartnern bestimmt. Dementsprechend habe ich für diese Arbeit einen beschreibenden Zugang gewählt: Ausgehend von der Darstellung eines Einzelgesprächs als Fallbeispiel möchte ich die Bandbreite der Interviews ausloten. In einem nächsten Schritt ziehe ich immer noch weitgehend beschreibend die Aussagen verschiedener Gesprächspartner zu bestimmten inhaltlichen Aspekten zusammen, um sie zu ersten Teilinterpretationen zu

² Elias, Norbert: Zum Begriff des Alltags. 1978. S.26.

³ Elias, Norbert: Zum Begriff des Alltags. 1978. S.24. (Einklammerung von der Verfasserin)

⁴ Carola Lipp proklamiert in ihrem neuen Aufsatz zur Alltagskulturforschung (ZfVk 1993/I.) ganz heftig einen Kulturbegriff von Rolf Lindner, der Kultur versteht "als ein Ensemble von tradierten Werten, normativen Orientierungen und sozial konstituierten Deutungs- und Handlungsmustern, als ein Ensemble von Dispositionen, Kompetenzen und Praktiken, mit dessen Hilfe soziale Gruppen ... (mit ihren) natürlichen und gesellschaftlichen Existenzbedingungen in einer Weise zurecht kommen, die eine Eigendefinition gegenüber diesen Bedingungen erlaubt (d.h. ... sinnstiftende Selbstverortung) und eine distinkte Position ermöglicht gegenüber anderen sozialen Gruppen"(Lindner 1987, zitiert nach Lipp, S.24). Ich halte diesen Kulturbegriff für gut und richtig, aber mir kann er zunächst nicht helfen "die Komplexität der Alltagswelt analytisch zu fassen", wie Carola Lipp fordert. Er betont den sozialen Charakter von Kultur. Ich muß hier aber vom einzelnen Gesprächspartner ausgehen und kann erst in einem späteren Schritt nach dem Einzelnen als Gruppenwesen fragen.

⁵ Auch zum historischen Taschengebrauch liegen mir keine Quellen vor. Deshalb muß ich diesen wichtigen Bereich ausklammern.

Verdichten. Darauf soll ein Ansatz zu einer Gesamtsicht aufbauen. Es entwickelt sich also von beschreibender Materialnähe zu darauf aufbauendem vorsichtigem theoretischer Verdichtung. Die empirische und die theoretische Arbeit laufen so parallel und beeinflussen sich gegenseitig.

Der intensiv qualitative Zugang ermöglicht mir vom Menschen aus zu schauen. Nicht die Entwicklung äußerer Taschenformen in der Modegeschichte ist das Thema, oder die konkreten Dinge als solche, sondern immer subjektbezogen: Welche Bedeutung haben sie für die damit umgehenden (oder auch nicht umgehenden) Menschen? Welche kulturellen Regelsysteme und Wertvorstellungen der Menschen zeigen sich in diesem Teilbereich alltagskulturellen Handelns?

Steckt mehr in der Tasche, als man vielleicht auf den ersten Blick denkt, wie die Redefloskel "in der Tiefe der Tasche" sagt? Gibt es eine tiefere Bedeutungsschicht? Geht es bei den Sachen der Menschen nicht immer auch um ihre Angelegenheiten, als das, was sie sich nahe angelegen sein lassen? Und diese alles erscheint im Reflex, wie die Menschen über sich selbst sprechen und sich selbst sehen. Die praktischen Gewohnheiten kann ich ja nur zu einem sehr kleinen Teil wahrnehmen. Damit werden aber ihre Wertungen um so deutlicher. Dementsprechend lautet der Titel diese Arbeit:

**In der Tiefe der Tasche.
Sprechen über sich und seine Sachen.**

c) Forschungslage

Der Regensburger Volkskundetag 1981 markiert eine Wende in der volkskundlichen Realienforschung. Der Titel verweist auf eine neue Perspektive: "Umgang mit Sachen. Zur Kulturgeschichte des Dinggebrauchs."⁶ Nicht mehr nur der Gegenstand, sondern der Mensch als Nutzer der Dinge rückte nun ins Blickfeld und damit verbunden auch historische, personale und soziale Kontexte des Dinggebrauchs. Doch es blieb weitgehend bei der Forderung nach einer Umorientierung. Zum Thema Umgang mit Sachen sind seitdem kaum größere Arbeiten erschienen. Hervorzuheben sind die inzwischen klassischen Arbeiten von Edit Fél und Tamás Hofer⁷. Sie leisten eine Verbindung von der Erforschung der handgreiflichen Dinge selbst und des Umgangs mit ihnen. Zu diesen umfassenden Ergebnissen kommen sie durch ihren strukturalistischen Ansatz, indem sie nach der

⁶ Köstlin, Konrad und Bausinger, Hermann (Hrsg.): Umgang mit Sachen. 1983.

⁷ Fél, Edit und Hofer, Tamás:
Das Ordnungsgefüge bäuerlicher Gegenstände der Aussteuer in Kalotaszentkiraly. 1969.
Bäuerliche Denkweise in Wirtschaft und Haushalt. 1972.
Geräte der Atanyer Bauern. 1974.

Diese Arbeiten sind allerdings schon vor dem Regensburger Volkskundetag erschienen. Sie sollten hier unbedingt erwähnt werden, weil sie in der Art ihres Fragens außerordentlich anregend auf mich gewirkt haben, ich sie aber wegen ihres andersartigen Objektbereiches nicht direkt zitieren kann.

Struktur/Ordnung der handgreiflichen Dinge und einer dahinter liegenden tieferen Struktur fragen. Doch ihr Forschungsobjekt ist die traditionelle ungarische Bauernkultur. Zu meinem Thema des Umgangs mit alltäglichen Dingen in der gegenwärtigen Kultur des Industriezeitalters gibt es kaum Literatur.

Von volkskundlicher Seite ist auf Thomas Schloz⁸ zu verweisen. Auf eher philosophisch-allgemeiner Ebene reißt er viele Aspekte der Beziehung Mensch - Ding an. Nahezu alle später beschriebenen Aspekte dieser Beziehung finden sich bei ihm in klarer Form zusammengestellt. Unvermeidlich stößt man bei der Literatursuche zu meinem Thema auf eine ganze Reihe von Aufsätzen von Andreas Kuntz⁹. Sein Thema ist ein Spezialaspekt im Umgang mit Sachen: Erinnerungsgegenstände beim Erzählen der Lebensgeschichte. Er kommt zu ähnlichen Ergebnissen¹⁰ wie Selle/Boehe¹¹.

Diese beiden Autoren kommen aus der Richtung Soziologie und Psychologie. Hier ist auf zwei große empirische Projekte zu verweisen: Gert Selle und Jutta Boehe befragten drei Ehepaare intensiv zum Wohnen in ihren Häusern. Mihaly Csikszentmihalyi und Eugene Rochberg-Halton leiteten eine großangelegte Studie, die 315 Angehörige dreier Generationen von 82 amerikanischen Familien zu besonderen/ lieb gewordenen Objekten ihrer Wohnungen befragte. Beide kommen zu analogen Ergebnissen. Sie zeigen einen Prozess auf, Kultivation genannt (bei Selle/Boehe: "Aneignung"), der - analog zur Sozialisation - die Auseinandersetzung des Menschen mit den Dingen betrifft. Sie fragen vor allem auch nach der Rolle der Kultivation für die Entwicklung des Selbst. Die Perspektive ist auch: Welche Bedeutung haben die Dinge und der Umgang mit ihnen für den Menschen, nicht nur, wie bestimmt der Mensch die Dingwelt.

Damit können sie auch Theorien Sigmund Freuds überwinden, auf den sich Jean Baudrillard¹² im wesentlichen stützt. Die eingeschränkte Perspektive Freuds läßt den Eindruck entstehen, "der ganze Reichtum natürlicher und kultureller Phänomene sei lediglich das Resultat innerpsychischer Projektionsleistungen."¹³. Baudrillards danach orientierte Interpretationen wirken unter diesem Gesichtspunkt

⁸ Schloz, Thomas: Sehbares, Greifbares, Fühlbares. Vom Umgang mit Gegenständen, dem Bezug zu Sachen und dem Leben mit den Dingen. 1984.

⁹ Siehe Literaturverzeichnis.

Alle Aufsätze ähneln sich stark. Stellvertretend sei hier auf den verwiesen, in dem die Ergebnisse am deutlichsten formuliert sind:

Kuntz, Andreas: Erinnerungsgegenstände. In: *Ethnologia Europaea* XX.1(1990), S.61 - 80.

¹⁰ Leider weisen sie formale Schwächen auf. Selle/Boehe gelingt die Verbindung von Beispiel und Ergebnissen viel besser. So bringt Andreas Kuntz etwa in seinem Beitrag in BIOS Ergebnisse, bevor er Beispiele gibt. Diese verwendet er dafür gleich noch einmal für seinen Beitrag am Göttinger Kongreß. Von seinem Beitrag in BIOS (S. 208 - 209) tauchen wörtlich gleiche Passagen in seinem Aufsatz in der *Ethnologia Europaea* (S. 78) wieder auf. Es scheint so als würde Herr Kuntz die Möglichkeiten von Textverarbeitung mit dem Computer intensiv nutzen. Das würde den oft gestückelt wirkenden Aufbau seiner Aufsätze erklären.

¹¹ Selle, Gert und Boehe, Jutta: *Leben mit den schönen Dingen*. 1986.

¹² Baudrillard, Jean: *Das System der Dinge. Über unser Verhältnis zu den alltäglichen Gegenständen*. 1991. (französisches Original 1968).

¹³ Csikszentmihalyi/Rochberg-Halton: *Der Sinn der Dinge*. S. 42.

heute einseitig sexistisch. Es wird zu prüfen sein, wie weit sich diese psychologischen Theorien auf eine kulturwissenschaftliche Arbeit übertragen lassen.

Andere Fachbereich wie Kostümgeschichte oder Marktforschung bieten wenig Hilfe für mein Thema. Eine deutschsprachige Formgeschichte der Taschen, die sich nicht nur auf seltene Sammlerstücke beschränkt steht noch aus. Und von der Seite der Marktforschung gibt es zu Taschen nur eine Studie¹⁴, die aber zum Umgang mit Taschen so gut wie nichts aussagt.

¹⁴ Diagnose: Intensivstation. In: Lederwaren Report 40(1988), S. 31 - 38.

Trotz der Neuorientierung am Volkskundetag in Regensburg vor 12 Jahren auf eine Sicht vom Menschen aus auf die Dinge, muß Carola Lipp dies in der aktuellen Auflage der Zeitschrift für Volkskunde erneut einfordern: "Eine subjektzentrierte Sachkulturforschung wird sich in Zukunft fraglos mehr mit den objektbesitzenden Individuen, mit Haushaltsstrukturen und der aktuellen Nutzung und Weitergabe von Dingen beschäftigen müssen, wenn sie wirklich etwas über den Alltag erfahren will."¹⁵ Dazu will meine Arbeit einen kleinen Beitrag leisten.

2. Methodisches

a) Vorgehensweise

Verlustanzeige für eine vermißte Tasche bei der Polizei: Sie enthält eine Beschreibung der Tasche und eine Liste der enthaltenen Gegenstände. Doch was sagt das aus? Alle Listen erscheinen gleich. Auf der anderen Seite sitzt vor dem diensthabenden Beamten eine stark erregte Frau, die diese Anzeige stellt.

Die Dinge in der Tasche für sich genommen bedeuten wenig. Erst wenn man über die soziale Situation, die Umgebung, das Alter oder das Leben der Besitzerin etwas weiß, sagen einem die Dinge etwas. Wenn man etwas über die Bedeutung der alltäglichen Dinge und des Umgangs mit ihnen erfahren will, muß man sie eingebettet in ihre Kontexte und aus ihren Kontexten sehen. Aber nur von der Betroffenen selbst kann man ihre Sicht der Dinge aus und in ihrer je spezifischen lebensgeschichtlichen Situation erfahren.

Das Problem für den Forscher ist aber, daß man über seine Taschen normalerweise nicht spricht. Die eigene Tasche ist vielmehr ein Bereich, in den man andere üblicherweise nicht hineinschauen läßt. Damit ist ein grundsätzliches methodisches Problem dieser Arbeit angesprochen: Wie kann man etwas erfahren, was man nicht sieht, und über das normalerweise nicht geredet wird?

Zum Glück gibt es eine Ausnahme: Der Verlust der Dinge läßt uns über sie sprechen. Als die Frau im Polizeirevier plötzlich ohne ihre Tasche dasteht merkt sie, daß ihr etwas fehlte. Immer wieder erzählt sie dem Polizisten, wie sich alles zugetragen hat. Er schickt sie auch ins Fundamt.

Dort, im Handtaschenbüro¹⁶ des Münchner Fundamtes betrieb ich im Oktober 1992 drei Wochen lang Feldforschung. Ich konnte den Parteiverkehr beobachten, wie die Leute kamen um nachzufragen, ob ihre Tasche abgegeben sei. Dabei erzählten die meisten schon ausführlich, wie sie ihre Tasche verloren hatten, was alles darin sei und welche Anstrengungen sie schon unternommen hätten, sie wieder zu bekommen. Von vielen wurde ich dabei für eine Mitarbeiterin des Fundbüros gehalten. Außerdem konnte ich die Mitarbeiter zu ihren Erfahrungen

¹⁵ Lipp, Carola: Alltagskulturforschung...In: ZfVk 89(1993/I), S. 14.

¹⁶ Dort geht es nicht nur um Handtaschen, sondern vielmehr um jede Art von Tragebehältnissen außer größerem Reisegepäck und Plastiktüten.

befragen. Demnach kann ich sagen, daß die während dieser Zeit gewonnenen Eindrücke durchaus typisch sind für den Betrieb im Fundamt.

Meine Hauptaktion waren aber die Interviews. Nach dem Zufallsprinzip sprach ich Leute an: Ich erklärte zuerst Thema, Zweck und etwaige Dauer eines Interviews, und fragte dann ob sie zu einem Gespräch im Lagerraum nebenan bereit wären. Anonyme Behandlung aller Angaben sicherte ich jeweils zu. Weiter erbat ich die Erlaubnis das Gespräch auf Tonband mitschneiden zu dürfen. Personen, die schon bei ihren Erkundigungen Schwierigkeiten mit der deutschen Sprache hatten, bat ich nicht um Gespräche¹⁷. Denn das Sprechen über Taschen und Taschengewohnheiten ist im normalen Sprachgebrauch eher ungewohnt. So wollte ich sicher gehen, daß ich Wertungsaussagen meiner Gesprächspartner vom Sprachlichen her auch deutlich verstand. Mit einigen, die zu Gesprächen vor Ort keine Zeit hatten, vereinbarte ich Hausbesuche. Nach drei Wochen stellte sich heraus, daß die Altersgruppe der sehr alten Menschen zu wenig vertreten war. Deshalb stellte ich dann noch eine Nacherhebung in einem Münchner Altenheim an. So besteht mein Quellenmaterial nun aus 30 halbstandardisierten Interviews:

- 2 mit Bekannten als Vortest
- 18 während der Feldforschung im Fundbüro
- 5 Hausbesuche
- 5 in einem Münchner Altenheim

Ein Interview ergab sich als Gruppengespräch mit zwei Gesprächspartnern. So komme ich auf ein zufälliges Sample von 31 Befragten: davon 26 Frauen und 5 Männer, zwischen 14 und 96 Jahren alt, bunt gemischt aus allen Sozialschichten.¹⁸

Die einzelnen Interviews dauerten zwischen 23 und 140 Minuten, durchschnittlich etwa 40 Minuten. Das ergibt durchschnittlich rund 16 Seiten getipptes (mit breitem Rand) Interviewtranskript pro Gespräch und insgesamt knapp 500 Seiten Transkripte¹⁹. Zu jedem Interview legte ich ein Kommentarblatt²⁰ an, in dem ich unter anderem Beobachtungen zum Rollenverhalten, zum Gesprächsverlauf und zu nicht verbalen Äußerungen protokollierte. In einem Forschungstagebuch reflektierte ich meine Befindlichkeit und entwickelte erste Hypothesen.

Die Tonbänder transkribierte ich so genau als mir möglich²¹. Dabei verwendete ich die "übliche Orthographie mit leichten Änderungen für phonetische

¹⁷ Ein Interview mußte ich abbrechen, weil sich während des Gesprächs herausstellte, daß mich mein ausländischer Gesprächspartner nicht ganz verstand. So kommt die Zählung der Interviews zustande, daß 30 Gespräche auf 31 Nummern verteilt sind, weil ich Nummer 6 nicht mitgerechnet habe.

¹⁸ Ein Soziogramm findet sich als Anhang I.

¹⁹ Sie finden sich in einem extra gebundenen Anhangband.

²⁰ Schema des Kommentarblattes siehe Anhang III; die Kommentarblätter und das Forschungstagebuch sind im Anhangband enthalten.

²¹ Die genauen Transkriptionsregeln finden sich im extra Anhangband.

Abweichungen"²², wie z.B. nix statt nichts. Bei dieser Methode gehen unvermeidlich schon Teilinterpretationen in den Text mit ein, weil ich auf der "Grundlage meiner reflektiv eingesetzten Alltagskenntnisse von Sprache"²³ das sprachliche Material bereits strukturiere. Selbst beim Hören strukturiert man schon. So baut jede Auswertung auf Teilinterpretationen auf.

Im Gegensatz zu Alexander Link²⁴ halte ich eine Transkription der Tonbandprotokolle unbedingt für nötig. Bei meinem Thema geht es auch um diffizile Wertungsfragen; es ist ein unübliches Sprechthema, so steckt viel Aussage auch und gerade in der Sprache. Etwa Abtönungs- und Modalpartikel (wie z.B. ja, schon, doch denn, nur, halt) sind "Ausdruckseinheiten für Emotionen und Einstellungen des Sprechers". Und sie können "Beziehungen zum und Erwartungen an den Hörer anzeigen"²⁵. Oder etwa die Häufigkeit mit der Hörsignale (wie mhm, ja) auftauchen, sagt etwas aus, wieviel Bestätigung - Ermunterung zum Sprechen ein Gesprächspartner braucht, also, wie vertraut oder angenehm ihm das besprochene Thema ist. Vieles von solchen sprachlichen Feinheiten überhört man, oder ergänzt es beim bloßen Hören nach eigenen Vorstellungen. Auch wird in verschriftlichter Form das ganze Quellenmaterial übersichtlicher und besser handhabbar. Immer wieder machte ich die Erfahrung, daß ich beim nochmaligen und nochmaligen Lesen der Texte immer wieder etwas Neues entdeckte. Ein besonders gewichtiges Argument zur Verschriftlichung liegt für mich auch im Prozess der Transkription: Während des Schreibens entstanden für mich Personen mit ausgeprägtem Eigencharakter. Sie sind nun immer, wenn ich ihre Aussagen lese, ganz lebendig in meiner Vorstellung gegenwärtig.

b) Theoretischer Bezugsrahmen: Grundthesen kommunikativer Sozialforschung

Um einen klaren theoretischen Bezugsrahmen meiner empirischen Arbeit herzustellen, referiere ich nun kurz Grundthesen zur kommunikativen Sozialforschung. Unter diesem Oberbegriff faßte die Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen 1976²⁶ vor allem Ansätze der phänomenologischen Soziologie²⁷, des

²² Schank, Gerd und Schwitalla, Johannes: *Gesprochene Sprache und Gesprächsanalyse*. 1980. S.315.

²³ Ehlich, Konrad und Rehbein, Jochen: *Halbinterpretative Arbeitstranskription (HIAT)*. 1976. S. 23.

²⁴ Link, Alexander: "Schrottelzeit". 1990. In seiner Dissertation verzichtet Link auf eine Transkription und verzettelt nach den Zählwerksnummern, um im Mündlichen näher an den Personen zu sein (Kapitel 2.3. S.34-42). Meiner Erfahrung nach sind aber weder die Zählwerke von Tonbandgeräten, noch von Kassettenrecordern dazu fein genug. Differenzierte Wertungen im sprachlichen Ausdruck, die ja gerade die Personen charakterisieren, werden so schlecht wahrgenommen.

²⁵ Schank, Gerd und Schwitalla, Johannes: *Gesprochene Sprache und Gesprächsanalyse*. 1980. S.318.

²⁶ Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen: *Kommunikative Sozialforschung*. 1976.

²⁷ Siehe Schütz, Alfred und Luckmann, Thomas: *Strukturen der Lebenswelt*, Bd.1.1979.

symbolischen Interaktionismus²⁸, der Ethnotheorie und Ethnomethodologie²⁹ zusammen.

Die Grundhypothese lautet: Empirische Forschung "kann die Regeln der Kommunikationsprozesse im Forschungsbereich ... nicht autonom festsetzen, ... sondern muß sich an die dem Forschungsprozeß vorgängigen Regeln der alltagsweltlichen Kommunikation anpassen".³⁰ Ausgangspunkt der Forschung ist also die Vorstellung von sozialer Wirklichkeit, die der Forscher selbst hat. Aus seiner Perspektive ergibt sich eine bestimmte Wirklichkeitssicht. Das ist schon Interpretation. Soziale Wirklichkeit kann also nur interpretativ gesehen werden. Dem interpretativen Charakter sozialer Wirklichkeit kann nur eine interpretative Methode gerecht werden. Sie sollte einerseits den Kontext der Handlung beachten und andererseits den spezifischen Kontext des Forschers berücksichtigen.

Es ist gefordert, von der Wirklichkeitskonzeption der Handelnden selbst auszugehen, also aus der Innenperspektive zu schauen. Weiter ist zu fragen: In welchem Verhältnis steht diese Wirklichkeitskonzeption zur faktisch und kulturell vorgegebenen Welt/Um-Welt? Das ist die Frage nach dem Verhältnis von Innen- zu Außenperspektive. Die Analyse des von außen blickenden Wissenschaftlers hat aber noch mal einen anderen Kontext: den der Wissenschaft mit ihren je eigenen Fachtraditionen. Aus diesem Spannungsverhältnis verschiedener Perspektiven ergibt sich das Problem, ob nicht jede Forschung letztlich subjektiv bleibt. Damit sind wir bei der Grundfrage nach der Objektivierbarkeit der Ergebnisse angelangt.

Sie erfordert stets neu, eigene Perspektive und Kontexte der Forschung zu überdenken. Nachdem sich die dargestellten Thesen in der ethnologischen und volkskundlichen Feldforschung inzwischen durchgesetzt haben, möchte ich den Schwerpunkt meiner methodischen Reflexionen auf Erfahrungen und Probleme meiner eigenen Feldforschungsarbeit legen.

c) Erfahrungen und Probleme in der Feldforschung

- Die Rolle des Interviewers

Bevor überhaupt ein Gespräch beginnen kann wirkt der Interviewer als Person. So bemerkte ich an Tagen, wo ich mich gut fühlte, daß die Leute eher zu einem Gespräch bereit waren. Ich erklärte immer mein Anliegen: "Ich erforsche den Umgang mit alltäglichen Dingen am Beispiel der (Hand-) Tasche. Wären Sie bereit, über ihre normalen Gewohnheiten zu berichten?" Zuerst dachte ich, damit wäre alles klar, aber aus den Äußerungen meiner Gesprächspartner ergab sich oft ein

²⁸ Siehe Mead, George Herbert: Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus. 1973.

²⁹ Siehe Weingarten, Elmar u.a.(Hrsg.): Ethnomethodologie. 1979.
Siehe auch Geertz, Clifford: Dichte Beschreibung. 1983.

³⁰ Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen: Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. 1973. S. 434.

Unverständnis, was das Ganze eigentlich soll. Aussagen wie z.B. "Ja, wenns es verwerten können mein Gespräch ich weiß net." (22)³¹ zu Gesprächsbeginn sind typisch. Oft fragten die Interviewten am Ende des Gesprächs noch einmal nach, was das für eine Arbeit sei, oder was ich von Beruf wäre. Ihre Zusage zum Interview gaben sie also weniger aus sachlichen Gründen, sondern mir als Person.

Die Wirkung der eigenen Person hängt stark von der Rolle ab, die man einnimmt. Auf eine bestimmte Rolle reagieren Gesprächspartner entsprechend. Viele Leute fallen z.B. in eine Schülerrolle, wenn sie wissen ihr Gegenüber ist Lehrer. Ein Rolle kann bewußt eingesetzt werden. Ich habe mich bewußt entschieden, keine Rolle zu spielen, sondern einfach ich selber zu bleiben. Damit konnte ich besser hinter meinen eigenen Aussagen stehen. Ich blieb die aufgeschlossene Studentin, mit gelegentlichen Unsicherheiten, aber ich bemühte mich ganz bewußt um korrekte Höflichkeitsformen und seriöse Kleidung in Blazer und Perlenkette. Das blieb eigentlich bei fast allen Gesprächspartnern so in etwa gleich. Bei den älteren Befragten trat eher das Zu- und Anhören der Lebenserfahrungen eines viel Älteren in den Vordergrund, sonst wirkte eher die Kompetenz des Interviewers, der doch schon mehr über das Thema Tasche nachgedacht hatte.

Wie sich diese Rolle auf das auswirkte, was mir die Leute erzählten, weiß ich nicht genau. In den Gesprächen findet sich wenig direktes Feedback zu meiner Person. Offene Wertungen des anderen sagt man üblicherweise niemanden ins Gesicht, und erst recht keine negativen. Die Bewertung von mir als Interviewerin drückte sich mehr in der atmosphärischen Qualität der Gespräche aus. Sie reichte von verhalten, meistens offen-freundlich bis zu einer herzlichen Atmosphäre. Eine Frau machte mich zu meinem Erstaunen zur "Amtsperson": "G:...wenn sie auf an Amt sind, dann dann bitteschön also M: Nein, nein, ich bin Studentin. G: Ja, aber sie sind hier auf am Amt, die sind ja genau, die lassen ja nicht jedn rein." (18) Bei den Gesprächspartnern im Altenheim fiel mir eine gewisse Offenheit und Direktheit im Verhältnis zu mir auf. Gerade von ihnen kamen einige Feedbacks wie z.B. "Die Frauen sind fürchterlich. Das kann ich ihnen nur sagen. Also Sie gehören schon zu den Ausnahmen. Sie sind kein fürchterliches Weib." (27) Eher nachvollziehen konnte ich die Äußerung der fast blinden Frau Kurz: "Sie hat ein helles Gesicht. Das strahlt was aus." (28) Das mag daran liegen, daß sich vor der im Altenheim stets bewußten Realität des Todes die Maßstäbe der Kommunikation zu einer größeren Offenheit hin verschieben. Eine aktiv im Leben stehende Frau anfangs Sechzig (30) dagegen drückte die Bewertung der Person noch indirekt über ein Kleidungskompliment aus. Immer wieder rechtfertigten sich Gesprächspartner mir

³¹ In Klammern hinter dem Gesprächszitat steht die Nummer des Interviews. Mit Hilfe des Soziogramms(=Anhang I) lassen sie sich den einzelnen Gesprächspartnern zuordnen. Manchmal lasse ich Wiederholungen oder meine Hörersignale beim Zitieren weg, wenn sie den direkten Aussagesinn nicht beeinflussen, um so die Zitate noch lesbar zu halten.

gegenüber, daß ihre Taschen nicht ganz ordentlich seien, obwohl ich mich bewußt bemühte, nicht zu werten oder mich als Instanz hinzustellen.

Mir war es eher ein Anliegen, selbst als Person faßbar zu sein, die auch mit den Schwierigkeiten des Alltags zu tun hatte. Wenn ich auch einmal eine selbst erlebte Geschichte erzählte, regte das meine Gesprächspartner meistens sehr zu eigenem Erzählen an.

- Das Verhältnis Interviewer - Gesprächspartner

Im Verhältnis zu meinen Gesprächspartnern nahm ich eine möglichst offene Haltung ein: Stets bestätigte ich sie mit Hörersignalen wie mhm, ja, genau. Ich versuchte, ihre Aussagen möglichst nicht zu bewerten. Wenn sie einen Ansatz boten, regte ich meine Gesprächspartner durch interessiertem Nachfragen zum Weitererzählen an. So weit als möglich überließ ich meinen Gesprächspartnern die Steuerung des Gesprächs. Sie bestimmten damit die jeweiligen Schwerpunkte ihres Interviews und worüber sie nicht reden wollten. Wenn ich merkte, jemand springt auf ein bestimmtes Thema nicht an, so ließ ich es ganz sein oder probierte es noch einmal von einem anderen Zugang her. So versuchte ich, Gespräche mit möglichst narrativem Charakter zu erhalten.

Von Seiten der Gesprächspartner erlebte ich denn auch keine Schwierigkeiten. Sie waren ja auch alle freiwillig zu dem Interview bereit gewesen. Immer wieder gab es am Schluß des Gespräches, wenn ich mich bedankte, Äußerungen wie: "Ich hoff, daß ich ihna a bisl was hob helfa kanna." (20) Eher waren sie zu bereitwillig und wollten genau sagen, was sie meinten, daß ich hören wollte. Dabei kam es dann meistens zu Wiederholungen.

Eine besondere Situation bot sich bei Gesprächen im Altenheim: Zwei Frauen dort wollten sich mit mir unterhalten, aber nicht unbedingt über Taschen. Eine 96-jährige Dame (26) wollte endlich mal wieder "ein intelligentes Gespräch" führen. Und da komme ich und will lauter so "banale Sachen" wissen. Ungehalten schimpfte Frau Schulze (26): "Was ist der Sinn ihrer Fragerei?" (26) Neben der Schwerhörigkeit von Frau Schulze verbunden mit technischen Schwierigkeiten bei der Aufnahme führte dieses Mißverhältnis unserer Intentionen zum einzigen Gespräch mit einer ganz ungunstigen Atmosphäre. Die andere Dame (27) dagegen wollte mich nach über zwei Stunden, obwohl sie schon müde und leicht verwirrt war, nicht mehr fort lassen: "Schade is es, daß sie für mich nicht mal eine Woche abmachn dürfn. Da würdn sie meinen ganzn Kleinkram mit Staunen sehn." (27)

Bei meinen älteren Gesprächspartnern trat im Allgemeinen das Thema Taschen ein bißchen in den Hintergrund, dafür erzählten sie mehr von ihrer Lebensgeschichte. Hier spürte ich eine Eigendynamik des Alters: Alles wird vor dem Maßstab eines ganzen Lebens gemessen. Dabei müssen einerseits nicht unbedingt Taschen für das, was wichtig war, gehalten werden. Und andererseits waren gerade einige Gesprächspartnerinnen im Altenheim schon so gebrechlich,

daß sie kaum mehr Taschen benutzten. Sie gehörten also nicht zum aktuell Wichtigen. Schwerpunkte des vergangenen Lebens und die ganz aktuellen Fragen, vor allem die Möglichkeit zu sozialen Kontakten, waren die Themen meiner Gesprächspartner im Altenheim. Für mein offenes und geduldiges Zuhören waren sie meistens sehr dankbar.

In einem einzigen Fall kam ich mir in meiner Offenheit mißbraucht vor: Es war ein sehr langes (72 Minuten) Gespräch mit einer 51-jährigen Frau (11). Sie antwortete fast nie konkret auf meine Fragen, redete aber pausenlos, ohne daß sie sich von mir bremsen ließ. Sie gab sich fast nur mit existentiell wichtigen Fragen und allgemeingültigen Aussagen ab. So begann schon unser Gespräch: Ich fragte, was es für sie bedeute, daß sie ein selbstgemaltes Bild verloren habe. Darauf sagte sie: "Ja, hm erstns mal n Stück von mir selber, mich." (11) Sie sagte aber nicht dazu, warum gerade dieser Gegenstand Verkörperung ihrer selbst sei.

Ständig sprach sie in Bildern, aber so verschlüsselt, daß sie selber unberührt allen Seelendreck vor mir ausgießen konnte. Z.B. erzählte sie von einem Psychospiel, in dem sie sich eine Schultüte bastelte. Ihre Quintessenz war: "Det is aber noch schmerzlich. Det dauert scho noch ne Weile. Der Preis war sehr hoch. Aber der war auch mein Lebn. Det war auch wat ik dafür bezahln mußte, um dahin zu kommen." (11) Der "Schmerz" und der "Preis" kamen aber nicht weiter vor.

Sie sagt von sich selber: "Also ik sehe immer Symbole und wirklich praktische." (11) Sie psychologisiert damit alles. Ein Höhepunkt ihrer Symbolschlacht war die extra für mich gelieferte Aussage: "Also ik kann mich selbst als Friedhof betrachtn, oder als Korb..." (11). So etwas halte ich für einen Mißbrauch kulturell tradierter Bilder. Diese Frau benutzt bedeutungsgeladene Sprache, um sich hinter diesen Aufladungen verstecken zu können. So kann sie ständig von sich reden, ohne dabei eigentlich beteiligt zu sein. Deshalb vermute ich, daß sie wahrscheinlich durch ein Übermaß an Psychotherapie geprägt wurde. Nachdem ich ihr von meiner selbstgebastelten Schultüte erzählt hatte, ging sie schließlich soweit, ihre Schultütengeschichte eins zu eins auf mich zu übertragen, und damit auch mich zu psychologisieren. An diesem Punkt gingen mir endlich die Augen auf und ich blockte radikal ab.

Doch bis auf diese beiden Ausnahmen (11,26) gestaltete sich das Verhältnis zu meinen Gesprächspartnern durchwegs positiv. Trotzdem erlebte ich noch nie so intensiv das Nachhausekommen, als in der Zeit meiner Feldforschung. Es bedeutete nicht nur ein örtliches Heimkehren, sondern auch Zurückkommen in die Sicherheit gewohnter Sprache. Die Interviews bedeuteten für mich ein Erfahrung der Fremde: Ich bewegte mich in der eigenen Kultur, und doch begegnete ich so unterschiedlichen Vorstellungswelten.

Der beste Kontakt zwischen mir als Interviewerin und einem Gesprächspartner gelang mir, wenn die Person die gleiche Sprache sprach. D.h. sich etwa auf meinem normalen Abstraktionsniveau bewegte, oder einen ähnlichen Dialekt sprach und

damit auch aus ähnlichem sozialen Umfeld herkam. Am klarsten fiel mir das bei einer Lehrerin und Familienmutter (18) um die Fünfzig auf; sie erinnerte mich spontan an meine eigene Mutter. Manches Unverstehen erntete ich, wenn ich zu abstrakt fragte. Deshalb bemühte ich mich bald um möglichst einfaches, klares Fragen. In zwei Fällen (25, 30) hatte ich es mit deutlich ge

wanderten Sprecherinnen zu tun, das beeinträchtigte unser Verhältnis aber nicht. Im Gegenteil: mit ihnen klappte die Kommunikation besonders gut.

Zum Schluß dieses Punktes muß ich noch betrachten, wie sich das Geschlecht auf das Verhältnis Interviewer - Gesprächspartner auswirkte. Unter meinen Befragten waren nur fünf Männer. Das Gros stellten Frauen. Diese fünf waren alle ausgesprochen erzählfreudig. Ich merkte grundsätzlich wenig Unterschied gegenüber den Frauen. Aber bei so einer kleinen Zahl kann man keine allgemeinen Aussagen machen. Deshalb müssen auch folgende Fragen offen bleiben: Haben vielleicht Frauen eher ein Interview zugesagt? Liegt das vielleicht daran, daß Frauen leichter über sich sprechen können?

- **Gesprächsverlauf**

Jedes Verhältnis Interviewer-Gesprächspartner entwickelte sich, sowie auch ich selber mich mit meinen Interviews verändert habe: So war jedes einzelne Interview für sich und die Reihe aller Gespräche ein Lernprozeß.

Mit der Zeit stellte sich ein typischer und geeigneter Gesprächsverlauf heraus: Es bewährte sich am besten, wenn ich meine Gesprächspartner sich erst warmsprechen ließ. Dazu fragte ich nach ihrem aktuellen Fall, warum sie ins Fundamt gekommen waren. Darauf war jeder sowieso eingestellt, das zu berichten. Weiter forderte ich meine Gesprächspartner zum freien Assoziieren auf zum Begriff Tasche und dann zu Handtasche. So konnte ich schnell abklären, welche Vorstellungswelt von Taschen und Taschengebrauch sie haben. Von da ausgehend versuchte ich einen Anhaltspunkt zu finden, nach den je individuellen Gewohnheiten zu fragen.

Meist tauten meine Gesprächspartner auf, sobald "ihr Thema" zur Sprache kam, etwas von dem sie auch selbst betroffen waren. Die anfänglich oft recht verschlossene Körperhaltung löste sich dann, also etwa verschränkte Arme wurden geöffnet oder überkreuzte Beine gelöst. Es gab aber auch einige Gesprächspartner, die sich in ihrer Körpersprache nie recht öffneten, auch wenn sie freundlich-bereitwillig antworteten.

In den meisten Fällen hielten meine Gesprächspartner etwa eine halbe Stunde die Konzentration aufrecht. Dann kam es oft zu Wiederholungen. Oder ich mußte das Gespräch durch genaueres Nachfragen in Gang halten.

- **Sprechen über sich und seine Sachen**

Ein Grundproblem der ganzen Interviews liegt im Thema. Taschen und Taschengewohnheiten ist ein unübliches Thema. Darüber ist man nicht gewohnt zu sprechen. Schon allein für den Gegenstand Tasche gibt es in der Umgangssprache nur wenige Worte.

Grundsätzlich ist es auch leichter über schon Reflektiertes zu sprechen, als über etwas, worüber man noch nicht nachgedacht hat. Die Alltagsgewohnheiten liegen

gerade in diesem Bereich. Sie sind so selbstverständlich, daß man sich in der Regel keine Gedanken darüber macht. Beim Sprechen über seine Taschengewohnheiten gibt es aber auch eine Ebene, bei der sich viele leicht taten. Ähnlich wie beim Sprechen über Reisetechiken gibt es auch hier funktionale Empfehlungen oder Regeln, die man weitergeben kann, so in dem Stil von "Bisl a Geld soll ma auch immer dabei ham." (21) oder "Es ist gut, wenn ma den Schlüssel immer an die gleiche Stelle tut." (2) Solche Aussagen sind dann auch oft unpersönlich formuliert. Über Funktionales oder Praktisches kann man sprechen. Da ist es auch möglich, die eigene Person etwas auszusparen.

Schwieriger wird es, wenn es um persönliche Inhalte geht. Gerade dabei taten sich viele meiner Gesprächspartner schwer. Hier setzt schon während des Interviews meine Interpretation ein: Zuerst habe ich die Leute reden lassen und ermuntert. Wenn sie aber zu sehr ins Stottern kamen, habe ich geholfen: indem ich ihre Aussagen zusammenfaßte und sprachlich auf den Punkt brachte. Eine typische Reaktion war: "Ja, ja genau, das wollte ich sagen." oder einfach "Ja, ja, ja". Ein Frau (10) bat in ihren Formulierungsschwierigkeiten sogar: "Helfn sie mir!" (11) Dabei habe ich mich aber immer rückversichert, ob es auch so stimmte, wie ich es verstand und jederzeit Widerspruch zugelassen. So kam es dann gelegentlich zu inhaltlichen Wiederholungen.

Besonders persönlich und damit schwierig kann das Sprechen über Taschen als Schutzbereich sein.

Vor der Überschrift zu diesem Abschnitt muß eine Vorfrage stehen: Ist die eigene Tasche ein Tabu-Bereich? Ich habe das in den Interviews zuerst offen gelassen. Auf alle Fälle erlebte ich, daß ihre Tasche für viele ein "heißes Thema" ist, über das zu sprechen schwierig ist. Viele Leute sind dann von sich aus auf das Wort Tabu gekommen. Damit möchte ich mich in diesem methodischen Kapitel noch ganz auf der Ebene der Umgangssprache meiner Gesprächspartner bewegen: "Tabu" ist noch keine erklärende Interpretation von mir, sondern von meinen Gesprächspartnern vorgegebenes sprachliches Material, und damit natürlich auch vorgegebene Denkkategorie.

Beim Fragen nach diesem Thema ging ich auch mit einer entsprechend vorsichtigen Taktik ans Werk: Ich habe grundsätzlich nie Anstalten gemacht, in Taschen hineinschauen zu wollen. Es wurde mir auch nur selten angeboten. Zuerst sprach ich mit meinen Interviewpartnern über Dinge, die man distanziert beantworten kann. Und erst wenn sie selber darauf kamen, oder sich schon warmgesprochen hatten, kam ich auf dieses Thema. Es war auch nicht möglich, mit allen 31 Gesprächspartnern über dieses Thema zu sprechen. Ich fragte zuerst von außen her, und dann persönlicher: vom Interesse an Taschen anderer, über die Frage, ob andere in ihre Tasche schauen dürften, bis zur direkten Frage, ob sie Bereiche hätten, wo sie Grenzen setzten. Auch eine Annäherung über eine kleine

Geschichte hat sich bewährt: Ich erzählte, daß ich als Kind die Tasche meiner Mutter ausgeräumt hatte und die Reaktion unerfreulich für mich war. Gerade in ihren Erfahrungen als Kinder oder in der Haltung gegenüber Kindern zeigte sich unverstellt grundsätzliche Einstellung. Das bewahrte mich auch, dieses Tabu als für alle Gesprächspartner gleich wichtiges und "kritisches" Thema zu überschätzen.

Solch offenes Fragen ergab dann auch, daß die Tasche als Schutzbereich nicht immer wichtig ist. Gerade in Familien und Partnerschaften wurde der Umgang mit den Dingen der anderen oft als sehr offen und locker beschrieben. Hier gibt es allerdings Entsprechungen zum Schutzbereich Tasche, z.B. bei einigen Familienmüttern gab es bestimmte Schubladen oder das Kosmetikfach, die für Mann und Kinder tabu waren. Da bin ich auch auf ähnlich "kritische Themen" in Richtung Tabu gestoßen: Z.B. schmutzige Wäsche oder Geld sind mit ähnlichen sprachlichen Umgehungsschildern versehen.

Dem ließ sich mit indirektem und umschreibenden Sprechen eher nähern. Wenn man direkt von Tabu spricht, kommt oft ein Blocker. Das Wort Tabu ist im allgemeinen negativ bewertet. Typische Reaktion darauf ist: "Wir vertrauen uns, da gibt es keine Tabus." Wie kommt es zu dieser Abwertung? Seit der sexuellen Revolution in den 70er Jahren geht es in der öffentlichen Diskussion immer wieder um Überwindung schädlicher sexueller Tabus, gerade auch durch offenes Darüberreden. Tabu gilt seitdem als etwas Negatives, über das man gerade ganz offen sprechen will, damit man weg kommt vom "schlechten Geheimnis". Zum Wesen eines Tabus gehört aber gerade das Nicht-Sprechen. Kann hier im Umgang mit persönlichen Gegenständen die Sprache der Dinge für sich sprechen?

- Wahrheitsgehalt der Interviewaussagen?

G:...Also i bin da, mein Gott i red, des geht alles da eini.

M: Des macht nix. Ma weiß ja net, daß es sie sind.

G: Mhm. Derfans niemand sagn!

M: Nein. Ich weiß ja-

G: Des is ja wurscht, glogn hob i ja net.

M: Na

G: I ich hab ja alle Wahreit gsagt, na.

M: Ja

G: Wies a Möglichkeit war." (29)

Diese alte Dame hatte das mitlaufende Aufnahmegerät völlig vergessen, deshalb diente ihr ihre Wahrhaftigkeit als Rechtfertigung ihrer Offenheit vor sich selbst. So bot sie die einzige Aussage zum Wahrheitsgehalt innerhalb des Interviewmaterials. Diese Frau ist zutiefst überzeugt von ihrer Lauterkeit. Aber was bedeutet der Nachsatz "Wies a Möglichkeit war."?

Die Frage nach dem Wahrheitsgehalt der Aussagen meiner Gesprächspartner ist ein Frage nach dem Quellenwert der Interviews: Was sagen sie über reales Verhalten aus?

Grundsätzlich möchte ich allen meinen Gesprächspartnern unterstellen, daß sie wahr auf meine Fragen antworteten. Sie haben sich ja freiwillig zu einem Interview bereit erklärt und sie wußten, daß es anonym behandelt wird. Oft weiß ich nicht einmal den Namen meiner Gesprächspartner.

Ein sicheres Anzeichen, ob ein Sprecher hinter seiner Aussage steht, ist seine Körpersprache. Mit dem Körper können Nicht-Schauspieler schlecht lügen. Dank des laufenden Tonbands, das das Gesprochene festhielt, konnte ich recht aufmerksam die Körpersprache meiner Gesprächspartner beobachten. Es fiel mir nicht auf, daß jemand direkt log. Es kam zwar vor, daß jemand zu einem bestimmten Thema nichts sagen wollte, aber sobald ich das bemerkte, wechselte ich sowieso das Thema. Schon eher redeten manche um's Thema herum. Aber auch die Art und Weise solcher Ausflüchte ist interessant.

Es will sich wohl jeder gut darstellen, wahr "Wies a Möglichkeit war.", d.h. in diesem Fall meistens als grundsätzlich ordentlich und vernünftig. Beispiel dafür ist eine typische Erzählstruktur: Ich fragte, ob sie frühere Taschen aufbewahrt habe. Darauf erzählte meine Gesprächspartnerin von einigen Taschen und endete: "Die hob i aufghom, aber jetzt wollt i s scho paar mal weggen, aber es is wirklich schwer. Ma trennt sich so schwer." Darauf fragte ich: "Ja, warum können sie sich net trennen?" (20) Nun lieferte diese Frau eine ausführliche Begründung mit dem Tenor, die Mode wiederhole sich ja immer wieder. Dabei merkte man, sie glaubte selber nicht so ganz, was sie da sagte. Später im Gesprächsverlauf kam noch eine lange Geschichte, bei der sie sichtlich aufblühte: Sie schilderte, wie ihre Buben früher mit Taschen gespielt haben. Das Muster dieser Erzähleinheit ist: 1. eine unbedachte Äußerung wahrer Gewohnheiten und 2. wird eine um so umfangreichere funktional/rationale Erklärung nachgeliefert, obwohl ich das gar nicht verlangte. Insgesamt halte ich dafür, daß die Interviewaussagen weitestgehend der Wahrheit entsprechen.

Schon eher haben meine Gesprächspartner nicht alles erzählt, weil sie es vergessen haben: "Wies a Möglichkeit war." Wie kommt es dazu? Meine Fragen gehen von meinem common sense aus. Sie können sich nur so weit erstrecken, wie mein Erfahrungshorizont reicht. Meine Gesprächspartner auf der anderen Seite gingen ebenfalls von ihren Normalvorstellungen aus. Diese waren von den meinen oft sehr verschieden, was mich immer wieder in Staunen versetzte. Jeder hält gerade sich für ganz normal. Das ganz Normale/ Selbstverständliche spricht man aber für gewöhnlich nicht aus, weil man denkt: Das weiß ohnehin jeder schon oder ist bei allen gleich. Die Fragen meines Interviewleitfadens deckten die Bandbreite möglicher Themen zwar ziemlich ab. Ich konnte keine ganz neuen inhaltlichen Richtungen während der Befragungsphase hinzufügen, wohl aber neue Zugänge und Fragemöglichkeiten. Nach circa 20 Gesprächen hatte ich den Eindruck, auch die Bandbreite möglicher Antworten erfaßt zu haben. Die vorhandenen 30 Inter-

views ergeben nun zusätzlich auch von der Alters- und Sozialschichtung ein abgerundetes Ganzes.

Dabei geht es um das Sprechen über die Dinge und den Umgang mit ihnen. Der Wahrheitsgehalt der Aussagen ist letztlich dafür nicht ausschlaggebend. Er ist gebunden an die Weltsicht der einzelnen, aus der heraus sie nicht anders können ("Wies a Möglichkeit war."), als wertend zu erzählen. Eine weitere Grenze des Sprechens über die Dinge/über Alltag ist das faktisch Selbstverständliche. Hier hilft nur beobachten. Aber gerade da stößt man an Grenzen wissenschaftlicher Zugangsmöglichkeiten.

Die Erfahrung von Grenzen: meiner eigenen Grenzen, Grenzen der Erkenntnisfähigkeit und von Grenzerlebnissen meiner Gesprächspartner haben die Feldforschung für mich zu einer harten, aber gleichzeitig bereichernden Zeit werden lassen. Deshalb möchte ich die Reflexion darüber abschließen mit den Ergebnissen, die mich selbst am persönlichsten betreffen.

- Ergebnisse der Feldforschung für mich

Vorab soll aber wenigstens die Frage stehen, was solch ein Interview für den Gesprächspartner bedeutete. Genau weiß ich das nicht. Nur die wenigen Selbstäußerungen können als Anhaltspunkt dienen. Immer wieder meinten meine Gesprächspartner, als ich mich am Schluß des Interviews bedankte, wenn sie mir geholfen hätten, sei es schon recht. Aber es blieb doch letztlich oft ein Unverständnis, was das Ganze soll. Die Befriedigung von Neugierde mag wohl auch eine Rolle gespielt haben.

Über etwas zu sprechen, worüber man sonst nie redet, mag ein bißchen zum Erstaunen über sich selbst führen. Frau Hemmer, eine allerdings sehr intellektuelle Dame (30), äußerte ganz verwundert über sich selbst: "Des hab ich eigentlich noch nie zu jemanden gesagt, aber des is ja eigentlich nicht schlimm." (30) Dabei ging es um Einschätzung anderer nach äußeren Merkmalen. Und ein Mann mit einer ganz unmittelbaren Art meinte Zum Schluß des Interviews: "Hat mir Spaß gemacht." (8)

Ich selbst habe während dieser Feldforschungsarbeit für mich eine andere Art von Wissenschaft entdeckt: Vorher war ich allein mit meinen Büchern. Nur der Kopf war gefordert. Nun war der Einsatz der ganzen Person erforderlich: Mein Interviewsport war es meistens bei Regen mit dem schweren Tonband durch München zu radeln. So entdeckt ich München ein Stück weit als Raum. Die Objekte des Nachdenkens waren damit im geographischen und sozialen Raum verortet. So entsprach der äußere Weg dem inneren Gedankengang: Z.B. bei den Hausbesuchen spiegelte die Wohnumgebung eines Gesprächspartners etwas seiner Persönlichkeit. Und der Weg vom Fundamt nach Hause war auch der Weg ins Zuhause eigener Wirklichkeitsvorstellung.

Aber nicht nur körperlich, sondern vor allem von den Einstellungen her betraf mich als Person die Feldforschungsarbeit: Die Auseinandersetzung mit lebendigen

Gegenübern erfordert, daß man als Person wahrhaft hinter seinen Aussagen steht, um glaubhaft zu wirken und so ein Vertrauenverhältniß zu seinen Gesprächspartnern zu finden. Dabei habe ich von meinen Gesprächspartnern ein Stück Zuhören gelernt. Indem ich sie an mich heranließ, kam allerdings mein common sense ziemlich ins Wanken. Die nötige Selbstreflexion darüber empfand ich als ziemlich hart. Mein restlicher Glaube an machbare Objektivität geriet ins Wanken.

Daraus ergibt sich für mich die Forderung: Auch als Wissenschaftler brauchen und dürfen wir uns nicht hinter einem Schutzmäntelchen reiner Objektivität verstecken. Wenn man eigene Beteiligung und Betroffenheit zugibt, wird man ehrlicher vor sich und glaubwürdiger und überzeugender für die anderen. Kritisches Reflektieren dieses persönlichen Anteils kann die Ergebnisse aber dem unerreichbaren Ziel der Objektivität ein Stück näher bringen.

II. MEHR FRAGEN ALS ANTWORTEN

1. Versuch eines Beschreibungsmodells

Dieser Abschnitt will den Standort meiner Beschreibungen im Raum vielschichtiger Wirklichkeit klären und idealtypische Fragerichtungen aufzeigen.

Dazu würde sich ein Modell anbieten. Auf der Suche nach Vorbildern stieß ich auf das Modell zur Nahrungsforschung von Ulrich Tolksdorf³². Seine Grundeinheit ist die "Mahlzeit". Er zerlegt sie in einem Baumdiagramm in "Speise" und "Verzehr-Situation". Den Speisekomplex wiederum sieht er zusammengesetzt aus Nahrungs-Mittel und kultureller Technik. Die Verzehr-Situation spaltet er auf in soziale Zeit und sozialen Raum. Diese vier Komponenten spiegelt er: Sie erscheinen alle noch einmal als mit gesellschaftlichen Wertvorstellungen beladene.

Analog zu einem Wort-Feld habe ich als Thema das Gebrauchs-Feld Tasche ausgewählt. Auch hier finden sich als wesentliche Komponenten, auf der Seite des Objekts das Mittel: eine Tasche hergestellt etwa aus Leder oder Stoff. Dazu kommt als weitere Komponente der Objektseite die kulturelle Technik, mit der eine Tasche hergestellt und für den Bedarf anpaßt wurde. Das kann z.B. die Stofftasche eines Jugendlichen sein, die mit Filzstift individuell bemalt ist.

Auf der Seite des Gebrauchs finden sich die drei Komponenten: Soziale Zeit, sozialer Raum und ergänzen möchte ich noch zu Tolksdorf die Komponente soziale Tätigkeit³³. Soziale Zeit: Etwa ob eine Tasche untertags im Freizeitbereich oder abends zum Ausgehen benutzt wird. Und in welchem sozialen Raum: Ob eine Tasche etwa im Schwimmbad oder in der Oper verwendet wird. Die Komponente

³² Tolksdorf, Ulrich: Strukturalistische Nahrungsforschung. Versuch eines generellen Ansatzes. In: *Ethnologia Europaea* 9(1976), S. 64 - 85. Kommentare dazu ebenda, S. 86 - 122.

³³ Ich folge hier einer Anregung von Pellengar, Astrid und Doermer, Philipp: Referat im Hauptseminar Kleidung als kultureller Wert, Professor Helge Gerndt, WS 1992.

soziale Tätigkeit, wie z.B. zur Uni gehen oder Einkaufen, betont die handelnden Personen. Die Aufspaltung in solche Komponenten kann helfen, ihre Wechselwirkungen zu erklären. Doch ein Ganzes kann man nur damit erklären, wenn man auch eine klare Grundeinheit hat, auf die man sich bezieht.

Tolksdorf wählt als Grundeinheit die Mahlzeit. Sie ist schon sprachlich in einem Wort als Einheit vorgegeben. Und es gibt oftmals kulturell geprägte Formen wie z.B. ein Tischgebet oder die Regel, erst aufzustehen, wenn alle fertig gegessen haben, die ihren Anfang und ihr Ende markieren. Ich sehe eine Tendenz, solche strukturalistischen Beschreibungsmodelle mit Vorliebe auf geschlossene Einheiten³⁴ anzuwenden. Genau hier liegt mein Problem: Das Gebrauchsfeld Tasche ist nicht klar umgrenzt. Es gibt nicht einmal ein Wort für eine Einheit im Gebrauch von Taschen. "Umgang mit Taschen" ist nur eine Notlösung, weil es den Akzent viel zu sehr auf die Tasche als solche legt - statt auf die oftmals wichtigeren Dinge darin und vor allem die handelnden Menschen. Taschenverweigerung fehlt darin ganz.

Mir geht es um den Umgang mit Taschen und den Dingen, die man mit sich herumträgt - im Alle-Tage. Das ist kein abgeschlossenes Ganzes, sondern etwas Dauerndes. Typischer, als das Ereignishafte, sind für den Alltag viele kleine, aber feste Gewohnheiten und das sich Wiederholende. Jeweils nur kleine Einheiten sind für den Forscher als Außenstehenden faßbar und beschreibbar.

Meine Gesprächspartner gingen aber alle von einer Gesamtvorstellung aus: Meistens nannten sie mir bestimmte Gewohnheiten und Modi, wie sie "normalerweise" ihr alltägliches Leben bewältigen. Bezeichnenderweise meinten sie auch oft, daß diese Gewohnheiten immer schon dieselben gewesen seien, obwohl sie dann oft auf genauere Nachfrage hin erzählten, wie sie im Laufe ihres Lebens ihre Gewohnheiten immer wieder geändert hatten. Sie erleben also ihren Alltag nicht als Summe von Einzelgewohnheiten oder -ereignissen, sondern als in der Zeit, von ihrer Person her bestimmte Einheit.

Als geistige Vorstellung ist das aber nicht in einer Objektivierten beschreibenden Kategorie faßbar, sondern damit bewegt man sich im Modell unter der Spiegelachse, auf der Ebene der Wertvorstellungen. Je nach Perspektive und Erkenntnisinteresse steht die Frage nach der Vorstellung von Person für die verschiedenen Frage- und Interpretationsrichtungen meiner Arbeit: Vom Handelnden aus gesehen geht es um sein Selbstbild, um seine Vorstellung einer Identität der Person; von außen betrachtet ist es die Frage nach einem Bild vom Menschen; und unter einem gesellschaftlichen Aspekt ist es die Frage nach dem "sozialen Habitus". Die grundsätzlich möglichen Blickrichtungen gehen dabei also von innen, vom Handelnden aus, oder von außen, vom Betrachter aus. Alle diese

³⁴ Wie z.B. Ingeborg Weber-Kellermann in ihrem Modell für Bräuche.
In: Weber-Kellermann, Ingeborg: Saure Wochen - Frohe Feste. Fest und Alltag in der Sprache der Bräuche. München, Luzern 1985. S. 16.

Blickrichtungen können jeweils vom einzelnen her oder von der Sozietät her eingenommen werden. Dabei kann Taschengebrauch "mit dem Doppelcharakter eines sinnlich wahrnehmbaren und eines intelligiblen Moments (Ausdruck und Bedeutung)"³⁵ als Zeichen aufgefaßt werden: So kann der Dinggebrauch jeweils innerhalb einer Zeit Zeichenfunktion haben, oder zeichenhaft für eine Zeit stehen.

"Denn kein Merkmal und keine Eigenschaft, die nicht zugleich auch symbolischen Charakter trüge - Größe und Umfang des Körpers so gut wie des Grundbesitzes: sie unterliegen immer der Wahrnehmung und Bewertung von Akteuren mit den entsprechenden, gesellschaftlich ausgebildeten Schemata."³⁶ So zeigt Pierre Bourdieu an einer Vielzahl von Beispielen auf, wie jede Art von Verhalten Zeichen sein kann für die Stellung des Handelnden innerhalb einer geschichteten Gesellschaft. Die verinnerlichten kulturellen Regeln, nach denen sich Handelnde zeichenhaft verhalten, nennt er in seiner Kulturtheorie Habitus. Der Habitus³⁷ ermöglicht zum einen die Hervorbringung klassifizierbarer Praxisformen. Zum anderen gehört zum Habitus der Geschmack, mit dem man solche Formen bewerten kann. In der Beziehung dieser beiden Leistungen konstituiert sich die soziale Welt - der Raum der Lebensstile. Die gesamten Existenzbedingungen fließen in den Habitus ein und bestimmen ihn. Die Mitglieder einer sozialen Gruppe verfügen über einen gemeinsamen Habitus. So können sie sich gegenseitig verstehen. Der Habitus liegt jenseits des Bewußtseins und des diskursiven Denkens. So ermöglicht er routinemäßiges Alltagshandeln und Alltagsverstehen.

Ich möchte dieses Konzept Bourdieus vom Habitus als verinnerlichten kulturellen Regelsystemen aus zwei Gründen übernehmen: Zum einen ermöglicht es eine Verknüpfung materialistischer und individualistischer Erklärungsmodelle für gesellschaftliches Verhalten. Objektive Strukturen, wie z.B. Sprache oder Produktionsformen, sieht Bourdieu als historisches Ergebnis kulturellen Handelns. Sie werden durch die gesellschaftliche Praxis weiter reproduziert. Damit geht materiell Vorgegebenes in den Habitus ein. Durch kulturelles Handeln werden aber solche Strukturen auch wieder verändert. Hier kann auch der Einzelne mit seinem Bewußtsein mitwirken. Der Soziologe Bourdieu betont allerdings die soziale Orientierung jeglichen Verhaltens ganz stark. Hier will ich ausgehend von Einzel-Interviews andere Akzente setzen. Zum anderen spricht für das Habitus-Konzept seine Reichweite: Es erklärt Verhalten im offiziellen Kulturbetrieb genauso, wie alltägliche Äußerungen, wie z.B. Körpergebrauch oder Eßverhalten. Mit seinen vielen Beispielen eröffnet Pierre Bourdieu so eine neue einheitliche Sicht auf die Fülle kultureller Wirklichkeiten. Darin läßt sich auch der Umgang mit Taschen

³⁵ Gerndt, Helge: Kultur als Forschungsfeld. München 1986. S. 202. Helge Gerndt greift damit den Zeichenbegriff von Ferdinand de Saussures auf.

Für diesen Abschnitt siehe besonders:

4. Grundprobleme der Kulturanalyse, In: Kultur als Forschungsfeld. S. 193 - 206.

³⁶ Bourdieu, Pierre: Die feinen Unterschiede. Frankfurt/Main 1982. S. 752.

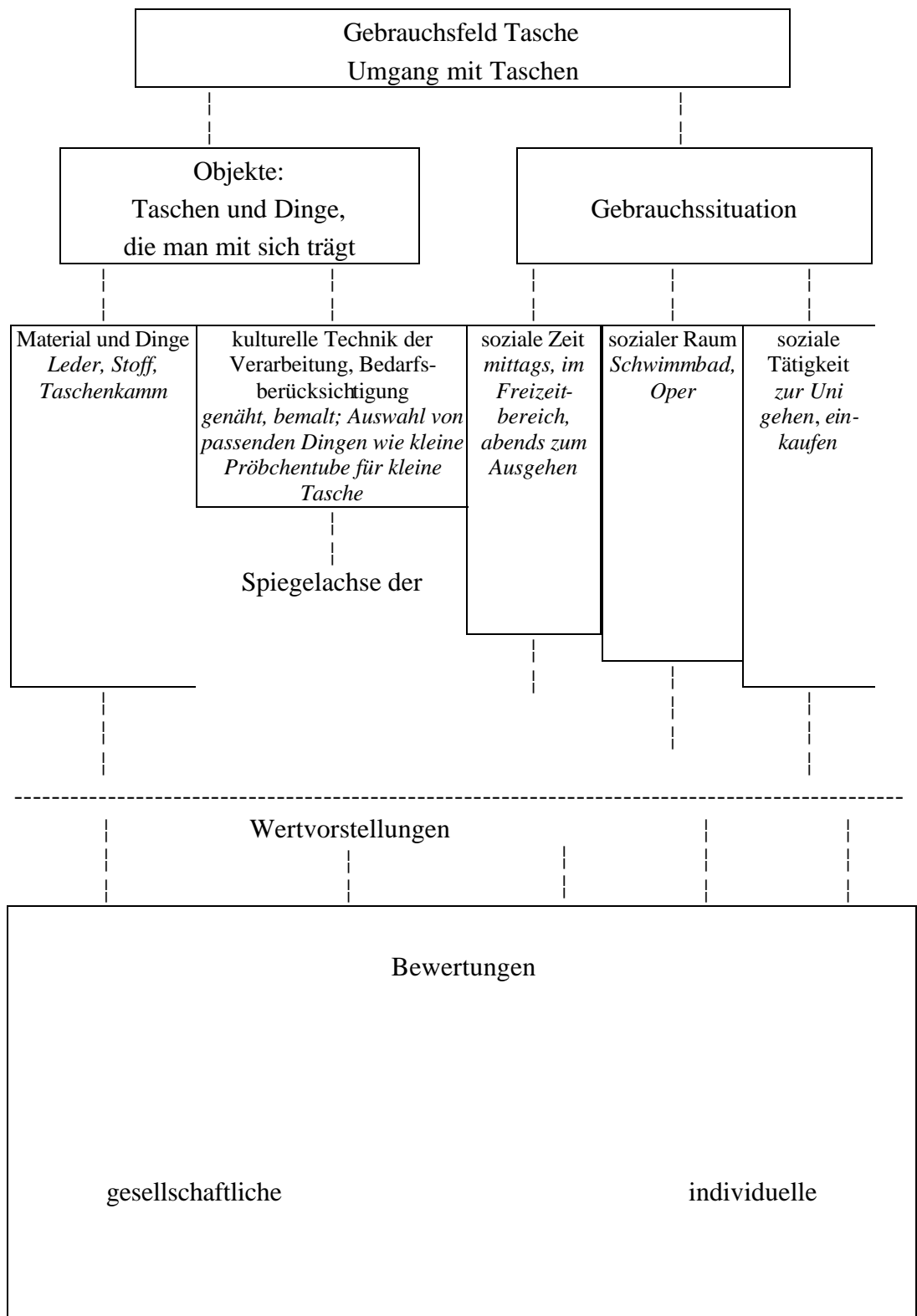
³⁷ Siehe Bourdieu, Pierre: Die feinen Unterschiede. Frankfurt/Main 1982. S. 277 - 285.

einordnen. Die Frage nach kulturellen Regeln im Gebrauchsfeld Tasche soll als Ausblick stehen.

Dafür brauche ich jedoch zuerst Beschreibungen. Dazu soll das folgende Beschreibungsmodell eine Hilfe bieten. Aus dem Gebrauchsfeld Tasche greife ich einzelne Elemente heraus, so wie sie mir das Quellenmaterial bietet. Das wechselt folglich in Perspektive und Ebene. Jeder Gesprächspartner bringt wieder neue Kontexte ein. So kann ich nie vollständig alle Ebenen des Modells durchleuchten, sondern nur einzelne Elemente mit ihren je eigenen Kontexten herausgreifen und dazu Beziehungsaussagen treffen. Aber mit Hilfe des Modells kann ich diese in einem Gesamtzusammenhang verorten. Je nach Perspektive mit der man das Modell betrachtet, steht mehr die Gebrauchsfunktion oder die Bedeutungsfunktion als Zeichen im Vordergrund³⁸.

³⁸ Siehe dazu Gerndt, Helge: Kultur als Forschungsfeld. München 1986. S. 132 - 145.

Beschreibungsmodell zum Umgang mit Taschen



2. Fragen an die Gesprächspartner und sich daraus ergebende Forschungsfragen an einem Fallbeispiel

Nachdem der vorige Abschnitt große Fragerichtungen zum Umgang mit Dingen aufgezeigt hat, geht es nun um konkretere Fragen. Zum einen sollen an einem Fallbeispiel die Interviewfragen dargestellt werden. Das ermöglicht einmal ein ganzes Interview geschlossen vorzustellen. Und zum anderen will ich anhand der Antworten die Bandbreite möglicher sich daraus ergebender Forschungsfragen ausloten.

Im Interview Nummer 20 unterhielt ich mich mit einer 48-jährigen Frau. Frau Mayer³⁹ ist seit kurzem Witwe. Nun arbeitet sie stundenweise als Aushilfe in einem Gemüsegeschäft. Vorher war sie als Frau eines Polizeibeamten lange Zeit als Hausfrau und Mutter zu Hause. Nun lebt nur noch einer ihrer beiden erwachsenen Söhne im Haus.

Frau Mayer war dezent gekleidet. Auf mich machte sie einen eher schüchternen und zurückhaltenden Eindruck. Sie sprach nicht viel, und dann nur kurz und direkt, das für sie Wichtige. Das gesamte Gespräch dauerte 28 Minuten. Ich gebe es hier geordnet und zusammengefaßt wieder⁴⁰.

a) Fragen nach dem aktuellen Fall im Fundamt

Ausgangspunkt der Fundamtgespräche bildete die Frage⁴¹ nach dem aktuellen Fall im Fundamt: "Warum nehmen sie die Mühe auf sich, hierher aufs Fundamt zu gehen?" Bei allen Interviews im Fundamt waren meine Gesprächspartner selbst betroffen, indem sie etwas Verlorenes suchten oder abholten. Ihre durchwegs sehr ausführlichen Antworten auf diese Frage reichten von der Rekonstruktion des "Tat"-Hergangs, über die Suchbemühungen, die Aufzählung und Bewertung des Inhalts, bis zur Frage nach fremder oder eigener Schuld.

Frau Mayer wollte nach der Tasche ihres Sohnes fragen. Er hatte keine Zeit dazu, weil er arbeiten mußte. Im Laufe des Gesprächs stellte sich heraus, daß die gestohlene Tasche ein Erbstück war. Sie war Erinnerung an einen verstorbenen Nachbarn. Als Zeichen für die gute Beziehung hatte die alte Nachbarin die Tasche ihres Mannes an den jungen Nachbarssohn, der sie häufig in Haus und Garten unterstützt, weitergegeben.

Die Antworten auf die Frage nach dem aktuellen Fall im Fundamt nehmen innerhalb der meisten Gespräche breiten Raum ein. Zum einen hatten sich die Interviewpartner sowieso darauf eingestellt, darüber im Fundbüro zu erzählen. Zum anderen merkt man an dem oft zu Geschichten - mit gesteigertem Aufbau - durchgeformten Erzählen, daß die Befragten darüber schon öfter gesprochen hatten. Der Verlust einer Tasche ist eine Störung des Alltagsablaufes, ein Einbruch ins

³⁹ Eigennamen sind anonymisiert.

⁴⁰ Den gesamten Gesprächstext siehe Anhangband Interview 20

⁴¹ Interviewleitfaden siehe Anhang II

Normale. Das macht ihn erzählenswert. Besonders die "Kriminalfälle", wenn Taschen gestohlen worden waren, besprachen sie ausführlich. Weniger umfangreich besprachen sie Verlieren aus eigenem Verschulden. Bestohlen-Werden ist ein Kontakt mit einer anderen, normalerweise nicht erlebten Welt des Verbrechens, sozusagen Krimi life. Wie wird solch ungewöhnliches Geschehen verarbeitet? Ist das wiederholte Erzählen dabei eine Hilfe?

Aber rührt die Erzählwürdigkeit nur vom Ereignis her? Spielt nicht die verlustige Sache auch eine Rolle? Gibt es eine Soll-Vorstellung, wie man mit seinen Sachen umgeht? Warum ist es für viele Gesprächspartner offenbar nötig, das Verlieren zu rechtfertigen oder ihre Schuld daran zu reflektieren? Rührt das am Selbstwertgefühl? Wie hängen die Person und ihr Gegenstand zusammen? Da spielt auch die Frage nach der grundsätzlichen Vorstellung von einem bestimmten Ding mithinein. Sie versuchte ich in den nächsten Fragen zu ermitteln.

b) Fragen zum Stichwort Tasche und Handtasche im Allgemeinen

Als Einleitung eigneten sich ebenso die Fragen: "Was fällt ihnen spontan zum Stichwort Tasche ein? Was verstehen sie unter einer Handtasche?" Sie sollten die Begriffsvorstellung abklären. Meistens konnten die Interviewpartner nicht abstrakt definieren, sondern erzählten gleich von ihren Gewohnheiten. So waren wir mitten im Thema.

Frau Mayer antwortete auf die Frage nach dem Stichwort Tasche kurz und bündig: "A Geldbeutel, Papiere, Ausweis." Nicht die Tasche steht für sie im Vordergrund, sondern die Dinge, die sie braucht.

Diese Dinge erwähnten viele der Gesprächspartner. Warum sind gerade sie so wichtig? Ist es kulturell vorgegeben in unsere Gesellschaft, was man dabei haben muß? Wie ist die Spannweite zwischen Normen und individuellen Möglichkeiten in der Aneignung der täglichen Dinge? Wie weit greifen gesetzliche Regelungen in unseren Alltag ein? Läßt sich am alltäglichen Umgang mit Geld etwas ablesen über den Stellenwert des Geldes in unserer Gesellschaft?

Auf die spezifizierende Frage nach der Definition von Handtasche sagte Frau Mayer: "... was aus Leder, zum Umhängen halt". Bei der für Damen typischen Form von Tasche, der Handtasche stehen für diese Frau die äußeren Aspekte im Vordergrund. Wie sie später noch sagt, gehört eine Handtasche für sie primär als Accessoire zur modischen Damenkleidung.

Sie hat offenbar ganz feste Etikettevorstellungen, denen sie mit ihrem Taschengebrauch folgt. Wie sehen solche Vorschriften genau aus, und wie kommt es zu ihnen? Wie gehen Frauen im alltäglichen Gebrauch damit um? Beim Thema Tasche kommt normalerweise das Schlagwort Handtasche. Wie kommt es, daß diese Spezialform von Tasche so dominant im Bewußtsein ist? Und warum ist Taschengebrauch so selbstverständlich den Frauen zugeordnet? Um eine Relation

zwischen Norm und Gebrauch zu bekommen, bezogen sich die nächsten Fragen auf persönliche Taschengewohnheiten.

**c) Fragen zu persönlichen Taschengewohnheiten:
Inhalt, Gebrauch und die Tasche als solche**

Hier fragte ich z.B. nach dem äußeren Aussehen von Taschen und welche Rolle das spielt. Dabei hatten meine Gesprächspartner durchwegs heftige Schwierigkeiten bei der Beschreibung. Woran liegt das? Vielleicht daran, daß das Optische eine eigene Wirkungsebene ist - außerhalb gesprochener Sprache? Innerhalb meines Materialkorpus nimmt die äußere Form von Taschen so jedenfalls nur einen ganz kleinen Raum ein. Viel leichter war es für meine Gesprächspartner, über die einzelnen Gegenstände zu sprechen, die sie dabei haben.

Da fragte ich etwa auch: "Nehmen sie auch persönliche Dinge alltäglich mit?" Darauf antwortete Frau Mayer mit nein.

Diese Frage ist ein Test: Welche Vorstellung von persönlich haben meine Gesprächspartner? Liegt die häufig verneinende Antwort auf diese Frage vielleicht daran, daß man über Persönliches eigentlich nicht so ohne weiteres spricht?

Als ich aber dann nach Fotos fragte, kamen wir doch auf etwas, das Frau Mayer dann später zu den persönlichen Dingen rechnete. Sie sagte zu Fotos: "Och da hob i eins drinn, vom meim Mann und vo de Kinder ho i im Geidbeutel Foto drinn, ja des scho." Ich fragte weiter, wie sie mit Fotos umgehe: Ob sie die herzeige oder selber anschau. Darauf sagte sie: "Ja, ja. Ma muß gar net oschaugn, ma hot des Bild vom andern so auch in Erinnerung." Und als es um den möglichen Verlust ihrer Tasche ging, sprach sie wieder ausführlich von ihren Fotos. Dabei "taute sie richtig auf": Die Stimme bekam einen volleren Klang und die Körperhaltung entspannte sich. Die Kinderbilder ihrer beiden Söhne wären für sie ein Verlust: "Da warn se vielleicht drei oder vier Jahre mit derweile sinds 26, 27." Diese Bilder kommen in jeden neuen Geldbeutel seit zwanzig Jahren. "Immer die gleichen", "Immer die Kinderbilder. Und jetzt is halt noch des dazu gekommen." Damit meint sie das Sterbebildchen ihres Mannes. "Begleitn mich halt jetzt. Vielleicht bildet ma sichs ein oder so. Irgndwie möcht mas halt dabei ham."

Bei ihren Bildern ist Frau Mayer allein die Gewissheit wichtig, daß sie da sind. Mit den Fotos ist ihre Familie quasi immer präsent. Nicht die materielle Erscheinungsform der Bilder ist von Bedeutung, sondern allein ihr Verweischarakter auf zentrale Bezugspersonen.

Welche Inhalte sind auf den erwähnten Bildern abgelichtet? Kann man von Familienbildern auf Beziehungen schließen? Spielt die Art der Bilder für den Gebrauch dann überhaupt eine Rolle? Wie benutzen meine Gesprächspartner ihre Fotos? Ist das mehr für sie allein, oder besitzt der Umgang mit Fotos auch eine soziale Dimension? Welche Funktion haben Fotos für sie? Gibt es dabei eine übliche Verhaltensweise? Welche Rolle spielt das Medium Fotografie im Alltag?

Gibt es so etwas wie eine Alltagsästhetik? Und in welcher sprachlichen Form sprechen die Interviewpartner über dieses dominant optische Medium?

d) Fragen nach den vielen Taschen für alle Lebenslagen

Die Fragen nach den vielen Taschen für alle Lebenslagen sahen z.B. so aus: "Benutzen sie weitere Taschen im Verlauf einer Woche oder eines Monates?" Hier zeigte sich eine große Bandbreite. Welchen Einfluß haben die Konstanten Beruf, Alter und Zugehörigkeit zu einer Sozialschicht auf die Taschengewohnheiten? Eine Frage könnte sein: Wie ist hier die Spannweite von individuellen Gewohnheiten und gesellschaftlich Üblichem? In welchem Maße sind auch persönliche Gewohnheiten zeitbedingt? Die Betonung vieler Gesprächspartner auf ihre umweltfreundlichen Leinenbeutel weist darauf hin.

So im Nebenbei erzählte Frau Mayer hier von einer kleinen alltäglichen Routine: "Die Fahrkarte hob i rechts und mein Haustürschlüssel hob i links. (Lacht.) Daß mas glei parat hat." Solche kleinen Gewohnheiten, Routinen erwähnten meine Gesprächspartnern meist nur zufällig. Sie liegen außerhalb des diskursiven Bewußtseins⁴². Darüber spricht man normalerweise nicht, oder kann nicht darüber sprechen. Das Lachen zeigt bei Frau Mayer auch gewisse Unsicherheit oder Verlegenheit, von so etwas zu reden. Aber sind nicht gerade solche kleine Gewohnheiten oder Strategien zur Bewältigung des Alltags unbedingt nötig? Sind

⁴² Begriff von Giddens, Anthony: Die Konstitution der Gesellschaft. 1988. S. 429:
"Diskursives Bewußtsein: Was die Akteure über soziale Zusammenhänge, einschließlich der Bedingungen ihres eigenen Handelns sagen oder verbal ausdrücken können; Bewußtsein, das eine diskursive Form hat."

sie rein individuell oder gibt es dabei Üblichkeiten? Wie kommt man im Laufe des Lebens zu solchen Gewohnheiten, die oft so ganz typisch für eine Person sind? Ein Weg, sich dem ein bißchen anzunähern, könnte sein, nach den Gegenständen, die ein Leben begleiten, zu fragen.

e) **Fragen nach Taschen im Lauf des Lebens**

Nach Taschen im Lauf des Lebens fragte ich etwa so: "Haben sich ihre Gewohnheiten im Umgang mit Taschen im Laufe ihres Lebens verändert?" Darauf war nein die häufigste Antwort. Es besteht also kein Bewußtsein für Veränderung. Leichter war es für die Interviewpartner sich anhand konkreter Dinge zu erinnern, z.B. in der Frage: "Haben sie noch frühere Taschen aufbewahrt?" oder "Können sie sich noch an ihre erste Tasche oder frühere Taschen erinnern?"

Frau Mayer erzählte von der Veränderung, seit sie Witwe ist: "Wia mei Ma no glebt hat, i hob seltn Geldbeutel oder seltn irgnd a Tasche dabei ghabt. ... Na da hat mas Taschentuch. Ja, mei, des hob i mir so eingesteckt, na hob i eigentlich net aufpassn brauchta aufd Handdaschn." Seit sie Witwe, ist muß Frau Mayer also verstärkt Verantwortung für sich übernehmen, dafür steht auch die nun nötige Handtasche.

Gibt es für bestimmte Lebensstationen und -abschnitte bestimmte Taschen und -umgangsformen? Welche Rolle spielen aufbewahrte frühere Taschen? Und auch wie ist es mit den nicht mehr vorhandenen Alltagsdingen? Gibt es bestimmte Umgangsformen mit Taschen und Dingen, die man alltäglich mit sich herumträgt in der Zeit, etwa Formen des Erwerbs und der Entsorgung? Und wie erscheinen die konkreten Dinge dann im Bewußtsein: Erinnert man sich an Alltagsdinge? Wenn ja, unter welchen Bedingungen? Was wird erinnert? Was wird warum vergessen? Kann die Erinnerungsfähigkeit der Lebensgeschichte auch an Dinge geknüpft sein? Ist in den Dingen des alltäglichen Gebrauchs und im Umgang damit auch etwas von der Dimension Zukunft enthalten?

f) **Fragen zu dem, was man mit sich herumtragen sollte**

Dieser Fragenkomplex bezog sich vor allem auf die Normal- und Normvorstellungen. Damit fühlten sich hier auch Taschenverweigerer angesprochen. Zu folgenden Fragen konnte jeder etwas sagen: Gibt es etwas, das jeder immer dabei haben sollte? Welche drei Dinge hätten sie gern immer dabei, wenn Geld und Gewicht keine Rolle spielen würden? Und ebenso: Welche drei Dinge hätten sie in Notlagen gern dabei, wenn Geld und Gewicht keine Rolle spielen würden? Was sollte jeder Mann und/oder jede Frau immer dabei haben?

Zur letzten Frage erzählte Frau Mayer von ihrem verstorbenen Mann: Er hatte immer ein Taschenmesser dabei. Das fand sie sehr praktisch und sie benutzten es oft. Nun fragte ich sie, ob sie dieses Taschenmesser nun in den eigenen Gebrauch übernommen habe:

"M: Sie würdn des nicht mitnehmen?

G: (Pause)

M: Weil jetzt hams ihrn Mann nimmer dabei

G: Also ich Des hab i eigentlich no nie dabei ghabt.

M: Des is mehr so für an Mann?

G (erleichtert): Ja ja ja. Ich glaub schon."

Ein Messer ist in ihrer Meinung also nur etwas für einen Mann. Einige Männer erzählten vom Bubentraum ein Messer zu haben. Das hätte erst einen richtigen Jungen ausgemacht. Steckt da noch das alte Schema vom wehrfähigen Mann dahinter? Gerade in den Meinungen der Geschlechter übereinander bekam ich eine Vielzahl von Stereotypen zu hören. Welche sind dies? Wie kommt es zu ihnen? Wie wirken sie sich im Alltag aus? Wie ist das Verhältnis von eigener Erfahrung und Stereotypvorstellung? In welcher Form wird über Normen und Stereotypen gesprochen? Wie leben die Befragten die von ihnen formulierten Normen? Gibt es Konfliktfälle? Wie unterscheiden sich die Normvorstellungen zwischen den Geschlechtern, Altersstufen und sozialen Gruppen? Bei der Frage nach Wunschdingen hatten viele Befragte Schwierigkeiten über das eigene Erleben zu transzendieren, d.h. sie wünschten sich meist Dinge, die sie ohnehin schon hatten. Sie nannten eher die Dinge, die ihnen wichtig waren. Welche sind das? Und warum wurden gerade diese ausgewählt? Kann man davon auf kulturelle Werte schließen?

g) Fragen nach dem Schutzbereich Tasche

Die Frage nach dem Schutzbereich Tasche ist eine Frage nach Eigentum und Eigentümern. Ich fragte nach den Grenzen der Offenheit gegenüber anderen. Was ist persönlicher Bereich? Wie setzt und achtet man Grenzen gegenüber anderen?⁴³

Frau Mayer reagierte auf meine Frage, wo sie in ihrer Familie Grenzen ihres persönlichen Bereiches setze, recht heftig: "Ja, des is schon mein persönlicher Bereich. Und ja da gehns auch nicht ran, ... Ich geh au net und schau in ihre (= Familienmitglieder) Taschn. Des mach i net." Selbstverständlich respektiert Frau Mayer bei ihren Familienmitgliedern einen persönlichen Bereich. Sie erwartet aber auch, daß sie einen solchen zugestanden bekommt.

Warum ist gerade die Tasche oft ein Schutzbereich? Was schützt er? Welche persönlichen Dinge sind in Taschen? Was wird überhaupt als persönliches Ding angesehen? Warum ist für viele Tasche ein Tabubereich? Welche Vorstellung von Tabu steckt dahinter? Gibt es noch andere Schutzbereiche? Wie ist im alltäglichen Leben der Umgang mit Eigentum? Wann wird es negiert oder betont? Welche Vorstellung von Eigentum haben die Interviewpartner? Und welche Vorstellung von sich als Besitzer? Welches Selbstbild aktualisieren sie in ihrem alltäglichen Dinggebrauch?

⁴³ Zur Fragetaktik siehe I.2.c) Sprechen über den Tabubereich Tasche.

h) Fragen zur Einschätzung anderer bzw. seiner selbst

Hier fragte ich nach alltäglichen Kriterien zur Menschenbeurteilung. Fragen waren etwa: Meinen sie, daß man jemand nach seinen Gewohnheiten charakterisieren kann? Gibt es da bestimmte Typen? Wozu zählen sie sich selbst?

Frau Mayer ging hier ziemlich ausführlich all ihre Familienmitglieder durch: ihre Söhne, ihren Mann und schließlich sich selbst. Ich zitiere eine Stelle, wo sie ihre beiden Söhne voneinander abgrenzt:

"G: Und mei anderer Sohn, der is Polizist, der geht am liebsten mim Rucksack oder mit so so Art Matchesack oder so.

M: Mhm...Hat der auch an Aktnkoffer?

G: Na, der geht nicht mim Aktnkoffer. Den mag er net. (Lacht.)

M: Ahso, da hat er was dagegen. (Lacht.) Warum?

G: Der is gar nicht der Typ (lacht) für fürn Aktnkoffer.

M: Wer is a Typ für an Aktnkoffer?

G: Jaa, der nä zum Beispiel wie der Andreas, der geht mim Anzug. " Er arbeitet in einer Bank.

Äußeres Aussehen mit Kleidung und benutzten Gegenständen und der entsprechenden Art des Umgangs damit hängen mit persönlichen Vorlieben und Beruf zusammen, bedingen sich.

An welchen Einzelmerkmalen machten die Gesprächspartner ihre Einschätzungen fest? Was beurteilen sie nach äußeren Merkmalen, nur soziale Zugehörigkeit oder auch charakterliche Eigenschaften? Wie läuft die Selbsteinordnung? Welche Denk- und Wertmaßstäbe liegen einer Typenbildung in der Beurteilung anderer zu Grunde? Welche Rolle spielt es, wie jemand von anderen beurteilt wird, für ihn selbst? Hat das Folgen für das Alltagsverhalten? Inwieweit können Dinge und der Umgang damit eine Person spiegeln? Und schließlich auch die umgekehrte Blickrichtung: Können nicht auch die von ihr benutzten Dinge und ihr Gebrauch wieder eine Person beeinflussen?

i) Fragen nach Lebensdaten

Der Vollständigkeit halber sollen hier auch noch die Fragen nach den Lebensdaten erwähnt werden. Eigentlich wollte ich nur statistische Daten abfragen, aber gerade wenn es um ihr eigenes Leben ging, waren die meisten Gesprächspartner äußerst erzählfreudig. Sie haben mir oft ihre ganze Lebensgeschichte in Kurzform erzählt. Ein 43-jähriger Bauarbeiter meinte am Ende des Gesprächs: "Ja, jetzt kennen sie mein Leben." (22) So bin ich nun in der glücklichen Lage, die Taschengewohnheiten zum Leben in Verbindung setzen zu können.

Vor diesem Hintergrund soll nun das Fallbeispiel des Gesprächs mit Frau Mayer interpretiert werden: Frau Mayer hat die meiste Zeit ihres bisherigen Lebens ihrer Familie gewidmet. Sie nimmt einen zentralen Stellenwert für sie ein. Verdinglicht in den Fotos - sind ihre Familienmitglieder immer präsent für sie, auch

über den Tod ihres Mannes hinaus. Bis dahin fügte sie sich in das Rollenbild einer Frau, die sich ihrem Gatten in gewissem Grade hintanstellte: Er trug zur Familienleitung nötige Dinge mit sich, wie das Geld, und er hatte ein Messer für alle Fälle dabei. Seit diese Frau nun Witwe ist, muß sie nun die Verantwortung für sich voll übernehmen. Dazu braucht sie nun regelmäßig eine Handtasche. Am Umgang mit den Dingen des täglichen Gebrauchs zeigt sich bei ihr eine Grundhaltung sorgfältigen und pfleglichen Umgangs mit Dingen. Früher benutzte Taschen haben sich so erhalten. Davon kann sie sich schwer trennen. Sie sind quasi zu Speichern der Erinnerung geworden.

So könnte man den Umgang mit den alltäglichen Dingen aus dem Leben dieser Frau heraus interpretieren. Als Ausblick soll nun noch gefragt sein: Kann Frau Mayer nicht auch als exemplarischer Fall für Tendenzen und Entwicklungen unserer Zeit und Gesellschaft stehen? Z.B. für eine in unsere Kultur tradierte Haltung, pfleglich - bewahrend mit Dingen umzugehen. Könnte uns diese in langer Tradition entwickelte Haltung, die aber in den letzten Jahrzehnten etwas verdrängt wurde, nicht ein Beispiel sein für eine neues, ökologisches Bewußtsein im Umgang mit den Dingen? Ist das Leben diese Frau nicht exemplarisch für eine Frauenrolle, in der der Einsatz für die Familie primäres Lebensziel ist? Die Frau selbst aber eine eher untergeordnete und teilweise unselbständige Position hat. Der Tod ihres Mannes war aber ein Lebenswendepunkt für diese Frau: Nun ist sie zu größerer Eigenständigkeit gezwungen. Steht sie damit nicht auch in einem Wendeprozess unsere Gesellschaft zu einer immer stärkeren Individualisierung?

Solch große Tendenzen lassen sich wohl nicht an einem Interview beweisen. Aber ausgehend von diesem einen Gespräch ergab sich ein Menge an Fragen und Thesen. Nur einen Teil davon kann ich im folgenden, darstellenden Teil beantworten und verifizieren. Aber zu fragen, sehe ich als ersten und wichtigsten Schritt, sich einem Verstehen der Wirklichkeit anzunähern. So werden mehr Fragen bleiben, als es Antworten geben kann.

III. ASPEKTE DES UMGANGS MIT DEN DINGEN IM GEBRAUCHSFELD TASCHE

In diesem Kapitel sollen nun die Aussagen meiner 31 Gesprächspartner unter inhaltlichen Einzelaspekten zusammengesehen werden. Ausgangspunkt sind die Äußerungen ihres Bewußtseins innerhalb der Interviewgespräche. So kann jedoch nur ein Teil ihres gesamten, ihr Alltagshandeln bestimmendes Bewußtseins erfaßt werden.

Anthony Giddens macht das in einem Stratifikationsmodell⁴⁴ deutlich. Er sieht das menschliche Bewußtsein in drei Stratifikationen (=Schichtungen) akzentuiert: Diskursives Bewußtsein, Praktisches Bewußtsein und das Unbewußte. Beim Begriff des "Diskursiven Bewußtseins" setzt er den Akzent auf die Ausdrucksfähigkeit. Er definiert es als das, "Was die Akteure über soziale Zusammenhänge, einschließlich der Bedingungen ihres eigenen Handelns sagen oder verbal ausdrücken können;"⁴⁵. Im "Praktischen Bewußtsein" fehlt diese Diskursfähigkeit. Es enthält, "Was die Akteure über soziale Zusammenhänge wissen (glauben), einschließlich der Bedingungen ihres eigenen Handelns, was sie aber nicht in diskursiver Weise ausdrücken können; allerdings wird das praktische Bewußtsein nicht durch Verdrängungsmechanismen blockiert, wie im Fall des Unbewußten."⁴⁶ Womit auch schon das Unbewußte als die dritte Schicht der Kognition/Motivation menschlicher Akteure bestimmt ist.

Die Interviews bleiben weitgehend auf das sprechbare - eben diskursive Bewußtsein beschränkt. Manchmal konnten die Gesprächspartner durch Hilfestellung mit geschickter Fragetaktik von etwas sprechen, das sie sonst nicht ausdrücken können. Damit taucht in den Interviews auch ein Teil des Praktischen Bewußtseins auf. Das Unbewußte jedoch erscheint nicht direkt. Vielleicht schimmert es manchmal in symbolhaftem Sprechen etwas durch. Sobald man allerdings von der Sprache der Interviewpartner weggeht und über sie in einer Meta-Sprache spricht, begibt man sich auf das Feld der Interpretation. Um aber den handelnden Menschen möglichst nahe zu bleiben, will ich zuerst nach ihrem Bewußtsein - nach ihren Wirklichkeitsbildern von Taschen fragen.

1. Wirklichkeitsbilder von Taschen

Am Gesprächsbeginn sammelte ich Assoziationen zum Stichwort Tasche. Dann fragte ich die Interviewpartner, was sie unter Handtasche verstünden⁴⁷. Dazu sagten

⁴⁴ Siehe Giddens, Anthony: Die Konstitution der Gesellschaft. 1988. S. 91 - 101.

⁴⁵ Giddens, Anthony: Die Konstitution der Gesellschaft. 1988. S. 429.

⁴⁶ Giddens, Anthony: Die Konstitution der Gesellschaft. 1988. S. 431.

⁴⁷ Die folgende Zusammenstellung inhaltlicher Aspekte in den Aussagen zu Taschen bleibt bewußt deskriptiv: In Klammern stehen die Nummern der Interviews. Über das Soziogramm in Anhang I lassen sich so die Aussagen wieder den einzelnen Gesprächspartnern zuordnen. Die Zahlen hinter den Klammern entsprechen der Anzahl der Aussagen mit diesem Aspekt. Je nach Gesprächigkeit der jeweiligen Interviewpartner erscheinen ihre Nummern seltener oder häufiger. Bei

alle Gesprächspartner etwas. Sie hatten alle eine Vorstellung von Tasche, wenn auch zum Teil eine rein selbstbezogene. Z.B. Frau Bader (31) aus dem Altenheim antwortete auf die Frage, was sie unter einer Handtasche verstehe: "Ja, die nimm i mit in Club." Die Aussagen richteten sich immer nach den persönlichen Gewohnheiten der Befragten. Zum Teil liegt das auch an der auf den Einzelnen bezogenen Fragestellung: "Was verstehen sie unter Handtasche?" So bestimmte der jeweilige (Gebrauchs)-kontext jeder Person ihr Wirklichkeitsbild von Tasche.

Nur einzelne wenige (10,30) definierten den Begriff Handtasche wirklich. Ganz abstrakt sprach niemand von Taschen. Tasche und Handtasche sind so konkrete Dinge des Gebrauchs, daß sie gar nicht erst als rein begriffliche Vorstellungen existieren, wie etwa Abstrakta, z.B. Liebe oder Haß. Es gibt auch für Taschen wenig Worte in unserer Sprache. Der Gebrauch war auch sprachlich für die Interviewpartner viel leichter zu fassen.

Besonders klar war die Vorstellung von Handtaschen bei den Gesprächspartnern mit einer Anti-Taschenhaltung (7, 13, 15, 18) Zwei davon (7, 18) grenzten sich deutlich von den Gewohnheiten ihrer Mütter ab, die sie negativ bewerteten. Obwohl ich öfter danach fragte, sprachen meine Gesprächspartner kaum von den Gewohnheiten ihrer Mütter. Sie spielten also keine Rolle. So ist es

widersprüchlichen Aussagen kann es damit auch vorkommen, daß die gleiche Nummer hinter gegensätzlichen Aspekten steht. Es war nicht immer möglich alle Interviewpartner alle Fragen zu stellen, so liegt also nicht immer ein Sample von 31 zu Grunde. Die Formulierungen liegen möglichst nahe an der Ausdrucksweise der Interviewpartner.

Aspekte zu Tasche im Allgemeinen:

- Tasche ist etwas zum Fortgehen/Unterwegs sein. (2, 15, 28, 29, 31) 5
- Tasche ist etwas, um Dinge hinein zu tun. (1, 2, 5, 9, 10, 14, 15, 22, 26) 9
- Tasche ist etwas Schönes, ein Modeartikel. (1, 30) 2
- Tasche braucht man zum Einkaufen. (3, 18) 2
- Tasche läßt an Ferien denken. (8, 18) 2
- eine bestimmte eigene Tasche (11, 19) 2

Aspekte zum Begriff Handtasche:

- modisches Accessoire (13, 17, 30) 3
- etwas für Frauen (4, 8, 15, 17, 20, 25) 6
- Form:
 - aus Leder (20, 27) 2
 - in der Hand zu tragen (10, 16, 19) 3
 - zum Umhängen (14, 20, 24, 31) 4
 - kleinere Tasche (14, 16, 19, 20, 21, 21m, 24, 26) 8
- für die wichtigsten/nötigen Dinge: Geldbeutel, Ausweis, Schlüssel, Tempos, Brille (3, 4, 12, 13, 14, 17, 20, 21, 22, 25, 27, 28, 29, 30, 31) 15
- um Dinge zu verschließen (14)
- für persönliche Dinge (5, 22) 2
- für festliche Anlässe (7, 13, 15, 18, 21) 5
- für offizielle Anlässe (13)
- nicht einkaufen (18, 21m) 2
- immer dabei (10, 14, 17, 23, 25) 5
- für den Gebrauch unterwegs (30)
- bestimmte eigene Tasche (11, 29, 31) 3

wahrscheinlich, daß diese beiden sich auch vom Frauenbild, wie es ihre Mütter verkörpern, absetzen wollen. Die anderen beiden (13, 15) wenden sich gegen eine naturferne städtische Lebensweise. Übereinstimmend betonen sie alle den Aspekt, daß eine Handtasche etwas Festliches ist, eher für offizielle Anlässe. Frau Müller (13) spricht sogar deutlich aus, daß sie die gesellschaftliche Etikette als Zwang erlebt: "Da muas scho a ganz a offizieller Anlaß sei, daß i a Tasche nimm ... bei a Taufe oder Hochzeit oder irgend sowas ... Da muas i mehr oder weniger, kann ich nicht mit sowas gehn." (13)

Für Frau Müller steht eine Handtasche für eine Lebensweise, die sie abgelegt hat: Sie hat ihren sicheren Büroberuf aufgegeben und widmet sich nun ehrenamtlich mit ihrer ganzen Kraft und Zeit einem Tierschutzprojekt mit Pferden. Sie nennt sich selbst einen "Aussteiger. Und des hat angefangen mit der Kleidung. So so a, wie jetzt a lockere Kleidung. Früher hab is im Kostüm und auch Tasche" (13) Schicklichkeit oder ähnliches spielt für sie keine Rolle mehr, statt dessen ist ihr die Kategorie "praktisch" ganz wichtig. Was sie in ihrem Erzählen positiv bewertet, nennt sie "praktisch". Die zu Kleidung und Schuhen passende Handtasche, also Tasche als modisches Accessoire, hat sie mit ihrer früheren Lebensweise völlig abgelegt. Nun benutzt sie eine Herrenhandgelenktasche. In ihr trägt sie immer, wenn sie unterwegs ist, sämtliche Dokumente, Ausweise, Papiere, Geld und ähnliches, das sie auch für ihre Arbeit braucht, mit sich: "Also alles, was sich bewegt. ... kommt alles in die Tasche rein und es bleibt a Woch oder zwei drinn. Bis dann wieder so dick is, daß ich sortieren muß." (13)

Dabei nutzt sie diese eine Tasche von der zeitlichen Häufigkeit des Gebrauchs und der Menge und Wichtigkeit der mitgetragenen Dokumente, wohl viel intensiver, als ihre früheren Handtaschen. Für ihre Pferde ist diese Frau täglich, auch an Feiertagen, mehr als 16 bis 18 Stunden unterwegs. Ihr ganzes Leben ist nun konzentriert auf diese Aufgabe; alles ist ihr untergeordnet; bekommt davon einen Sinn. Diese veränderte intensivere, als sinngebend erlebte Lebensweise, spiegelt sich auch im Umgang mit den Dingen: Mit den verbliebenen wenigen, aber wichtigen Dingen geht sie nun intensiver um. (Das muß nicht heißen sorgfältiger)

Die vier besprochenen Frauen mit ihrer deutlichen Anti-Taschenhaltung sind innerhalb der Gruppe der 31 Befragten und wohl auch innerhalb unserer Gesellschaft eine Minderheit. Aber gerade sie können in ihrer deutlichen Abgrenzung Hinweise auf die Mehrheit geben, von der sie sich unterscheiden. Die Frage liegt bei dieser Verteilung nahe, ob es eine Normalvorstellung von Tasche und Handtasche gibt. Die Anzahl meiner Gesprächspartner bestimmte die Bandbreite der Aussagen zu Taschenvorstellungen. Aber die Aussagen aller Gesprächspartner fügen sich unter ein Bild von Tasche. Niemand hat dies explicit ausgesprochen, aber keiner hat ihm widersprochen. Die vier Frauen mit ihrer Anti-Taschenhaltung, die selbst keine oder kaum Handtaschen benutzen, wenden sich gegen eine überspitzte Form dieses Bildes. Damit stellt sich die Frage: Bestimmt

allein die persönliche Erfahrung das Wirklichkeitsbild von Tasche? Etwa ein 14-jähriges Mädchen (4), das selbst noch keine Handtaschen benutzt, hat eine feste Vorstellung davon: "Des ham ja meistns Fraun dabei und so und da sind halt alle nötigen Sachn," drin. Konstituiert sich dieses Bild also nicht nur allein über die Erfahrung des Einzelnen, sondern auch über in unserer Kultur reproduzierte allgemeine Muster?

Ein Hinweis darauf wäre, daß es nie ausgesprochen wurde. Es liegt im Bereich des Praktischen Bewußtseins, über das man nicht spricht. Es ist so allgemein, daß es unausgesprochen klar ist. Dabei sind große Schwankungen möglich, von der mini Pillbox bis zum Umhängkoffer oder von edlem Leder bis zu einfachem Stoff. Sie ermöglichen, daß solch ein Bild für eine in sich heterogene Mehrheit gültig sein kann. Bei dem Versuch, dieses Bild als Begriffsdefinition klar zu formulieren bekam ich deshalb Probleme. Herausgekommen ist eine weiche Definition, die auch durch das bestimmt wird, was sie ausschließt. Nicht alle Aspekte müssen dabei unbedingt immer voll realisiert sein.

Tasche sehe ich so als einen recht allgemeinen Oberbegriff: Tasche als Behältnis, um etwa hinein zu geben und auch zu tragen. So können hierzu Taschen in Kleidungsstücken und auch freistehende Taschen zählen. Handtasche ist dazu ein Unterbegriff: Handtasche als eine Tasche für Frauen; in einer festen Form zum Umhängen oder in der Hand tragen, zusätzlich zur Kleidung als Extragegenstand - keine Rucksäcke, Gürteltaschen oder größere Reisekoffer; üblicherweise vor allem für bestimmte Inhalte wie Schlüssel, Geldbeutel und Ausweis; getragen zu Anlässen im öffentlichen Leben, im öffentlichen Raum, vor allem ausgehend vom Berufs- und Geschäftsleben - weniger beim Sporttreiben oder im häuslichen Privatbereich. Die nächste Frage soll nun sein: Wie realisiert sich dieses Bild in der und durch die Benutzung von Handtaschen?

b) **Gebrauchsformen der Handtasche**

Von den 31 Befragten äußerten⁴⁸ sich 26 zu Handtaschen. Und 24 sagten, sie würden eine Handtasche benutzen. Davon findet sich das oben beschriebene Bild

⁴⁸ Zur Reichweite dieser Zusammenstellung siehe Anmerkung **Fehler! Nur Hauptdokument.**

Aspekte der Benutzung von Handtaschen (=Ht):

Benutzung:

- Ht benutze ich, wenn ich "in die Stadt gehe". (1, 9, 10, 14, 18, 20, 23, 28) 8
- Htn benutze ich zum Weggehn/für Abends. (1, 9, 12, 13, 18, 23) 6
- Htn benutze ich, wenn ich gezwungen weggehe. (7) 1
- Htn benutze ich, wenn ich mich unbelastet bewegen will. (1, 14) 2
- Htn benutze ich, wenn ich weggehe/aus dem Haus gehe. (12, 13, 14, 17, 23, 24, 25, 27, 29, 30, 31) 11
- Die Ht muß immer dabei sein. (3, 12, 17, 23) 4

äußere Form:

- Eine Ht muß "etwas darstellen"/schön sein. (1, 2, 25, 30) 4
- Eine Ht muß zweckmäßig/praktisch sein. (2, 11, 17) 3
- Eine Ht muß für mich etwas größer sein. (2, 5, 11, 15, 17, 21, 25) 7
- Ein Ht muß für mich leicht und klein sein. (3, 14, 20, 24, 31) 5

von Handtasche am ausgeprägtesten verwirklicht bei den voll berufstätigen Frauen. Sie sind schon von der Kleidung her fast gezwungen, eine Tasche für ihre benötigten Dinge zu benutzen. Denn etwas formellere Damenkleidung hat im Gegensatz zu den Anzügen der Männer keine oder nur sehr kleine Taschen. Frauen ist üblicherweise immer noch ein grundsätzlich anderer Kleidungsmodus zugeordnet, als Männern: Sie können tendenziell eher mit ihrer Kleidung, vor allem auch über Farben, Gefühle ausdrücken, und eher über die ganze Person wirken, im Gegensatz zum männlichen Kleidungsstil vom Mann im gleichmachenden grauen Anzug⁴⁹. Damenoberbekleidung zeigt viel deutlicher als die Herrenkleidung Körperkonturen. Damit vertragen sich ausbeulende und die Körper-Silhouette verändernde Kleidertaschen schlecht. Eine Handtasche kann so dann gleichzeitig nötiges und modisches Accessoire sein, das zur vollständigen Ausstattung einer Dame dazugehört.

Ein praktischer Grund kommt noch hinzu: Wer den ganzen Tag über aus beruflichen Gründen von zu Hause weg ist, muß gewisse Dinge mitnehmen, die man sonst an seiner Wohnstätte hat.

Doch schauen wir einmal ein konkretes Beispiel an, wie ein Frau ihre Handtasche benutzt! Frau Wagstein ist als Verlagsredakteurin "beruflich sehr eingespannt" (25) Sie erzählt von ihren Gewohnheiten:

"Ne Handtasche hab ich jedn Tag dabei. Ich schleppe eigentlich ziemlich viel mit mir rum ... seit ich im Berufsleben eingetreten bin, is die Handtasche mein ständiger Begleiter und was eben meine Eigenheit is, weil ich ebn immer noch n bißchen mehr mitschleppe, so ne ganz schlichte normale größere Tasche, wo dann die Handtasche rein gestellt wird." (25)

- Eine Ht soll Fächer haben. (2, 29) 2

Ich differenziere die Ht nach:

- Kleidung (3, 5, 10, 12, 13, 20, 21, 23, 25, 27, 30) 11

- Jahreszeit (2, 5, 20, 25, 29, 30) 6

- Wetter (2, 3) 2

- Anlaß (3, 25) 2

Wechsel/Bestand:

- Meine Ht ist fest gepackt. (2, 9, 13, 17, 21, 24, 25, 28, 29, 30) 10

- Ich packe öfter um. (3, 5, 10, 12, 14, 15, 23, 28) 8

Inhalt:

- Ich will in der Ht alle Requisiten selber haben. (2, 15) 2

- Die Ht enthält, was ich schnell brauche. (10) 1

- Die Ht enthält nur "das Nötigste". (3, 7, 10, 11, 18) 5

- Die Ht enthält bei mir viel "Kram". (2, 11, 13, 15, 17, 21, 25) 7.

Habitus:

- Ich habe die Ht-Gewohnheiten von meiner Mutter übernommen. (2) 1

- Ich bin gegen Plastiktüten. (3, 30) 2

- Ich bin ein Taschentyp. (1, 17, 15) 3

- Ich bin kein Taschentyp. (7, 9, 13, 18, 19) 5

⁴⁹ Siehe Hoffman, Hans-J.: Kleidersprache. 1985. Hier sind solche groben Tendenzaussagen ausdifferenziert.

Mit dieser größeren Tasche macht sie am Weg Einkäufe. Hier kommt auch ihr Knirps, den sie immer dabei hat, und eine Flasche spezielles Mineralwasser hinein. Am und vom Weg zur Arbeit erledigt sie auch noch schnell nötige Besorgungen, die kommen dann auch in die Handtasche: "Ja, und dann eben diese Gelegenheitssachen, daß man mal was einsteckt, so zur Reparatur bringt oder so. Am Wochenende räum ich dann schon auf," (25) Sonst stellt sie ihre Handtasche an einem bestimmten Ort in ihrem Büro ab. Da bleibt sie dann stehen. Aber schon zum Mittagessen geht sie nicht ohne. Frau Wagstein sagt von sich selbst: "Aber an sich bin ich son Mensch, der bestimmt im täglichen Leben nicht ohne Handtasche anzutreffen ist," (25)

Für Frau Wagstein ist die Benutzung einer Handtasche an ihre Berufstätigkeit gebunden. In ihr kann sie als selbständige Frau die benötigten Dinge tragen. Der Gebrauch einer Handtasche ist ihr zur zweiten Natur geworden. Ich fragte, wie es wäre, wenn sie sie nicht hätte. Darauf stellte sie sich nur ganz realistisch vor, wie es wäre, wenn sie ihre Tasche mal einen Tag vergessen hätte. Der Gedanke des Nicht-Habens war ihr aber eigentlich nicht vorstellbar. Ihre Handtasche ist für sie mehr als reines Gebrauchsobjekt. Sie macht auch ihren Stil aus, über den sie sich auch selbst definiert; eine gepflegte Tasche gehört zu ihrem Habitus als Frau. Genau das ist wieder so ein Punkt, den niemand ausgesprochen hat, der aber immer mitschwingt. Selbst über die Ästhetik ihrer Handtaschen konnten nur wenige gebildete Taschenfans sprechen. Sind solche Fragen des Stils so selbstverständlich, daß man das nicht zu sagen braucht oder gar nicht aussprechen darf?

Ebenso selbstverständlich ist es für alle Handtaschenbenutzerinnen unter meinen Gesprächspartnern, daß man sich mit und für eine Handtasche auf eine bestimmte Weise bewegen muß. Bei zu schnellem und ungestümen Schritt hält nämlich ein Taschenriemen meistens nicht auf der Schulter. Außerdem muß man die Schultern einigermaßen ruhig halten während des Gehens. Die Lösung, den Taschenriemen einfach quer über den Körper zu tragen, ist meinen Beobachtungen nach, eher bei jüngeren Leuten anzutreffen. Bei etwas älteren Frauen habe ich auch schon gehört, wie sie diese Trageform meinen, extra mit der gesundheitlich besseren Gewichtsverteilung begründen zu müssen. Sie ist also in ihrem Verständnis nicht als normal vorgesehen, wenn sie sie eigens verteidigen müssen. Das Tragen einer Handtasche setzt ganz unausgesprochen eine bestimmte, beherrschte Körperhaltung und Gangart voraus. Nur in der Nichterfüllung ist uns diese Forderung noch bewußt: Die Bewegungsart eines mit seinem Täschchen schlenkernden und hüpfenden Kindes gilt uns als Zeichen für ein kleines Mädchen, das diese Bewegungssozialisation noch nicht durchgemacht hat. Vielleicht sind es gerade auch diese in seiner Vitalität eingeschränkten "erwachsenen" Bewegungsformen, die naturverbundene Handtaschengegner einen Rucksack bevorzugen lassen? So etwas allerdings auszusprechen, brächte sie ja selbst in die Nähe von nicht für vollwertig genommenen Kindern.

Über die Regeln des Gebrauchs und Geschmacks in der Benutzung ihrer Handtaschen dagegen sprachen meine Gesprächspartner durchwegs ausführlich. Mich wunderte das. Ich hielt diese für so klar, daß ich von mir aus erst gar nicht deutlich danach fragte. Frau Wagstein etwa grenzte sich damit mehrfach von irgendwelchen anderen Frauen ab und bestimmte damit so sich selbst: "Ja, also des is ebn äh des, daß mir auffiel, daß andre äh eher eine Standardhandtasche habn. ... Die wird nie umgeräumt. Und nichts und die wird dann immer zu allem möglichen mitgenommen." (25) oder noch negativer "Und im Unterschied zu andern Frauen, ... die also zu ähm meinetwegn vielleicht n teures schönes Stück habn, und das zu allem genommen wird, wo ich doch n bißchen drauf achte, daß die Tasche farblich zu der Kleidung paßt." (25) Ihren Geschmack rechnet sich Frau Wagstein positiv an, damit kann sie etwaigen Sozialneid, daß andere sich bessere Stücke leisten können, vor sich kompensieren. Diese Betonung des Geschmacks dient zu sozialer Distinktion. Pierre Bourdieu bezeichnet den Geschmack auch "Als eine Art gesellschaftlicher Orientierungssinn, als ein praktisches Vermögen des Umgangs mit sozialen Differenzen."⁵⁰

Es ist auch auffällig, daß unter meinen Interviewpartnern die Vorstellungen von solchen Regeln immer differenzierter sind, auf je höherer sozialer Rangstufe sie stehen. Hier greifen die Regeln des Prozesses der Zivilisation, von der stetigen Verfeinerung der Sitten in der Zeit und innerhalb sozialer Schichtungen, wie sie Norbert Elias⁵¹ formuliert hat.

Mit diesen sozialen Regeln kann ich nun im Hintennach ein, während des Interviews für mich äußerst befremdliches, Mißverständnis deuten: Das Gespräch ging mit Frau Georg (3), die in stetigen finanziellen Schwierigkeiten mit der Mindestrente leben muß. Ich wollte etwas über ihre Einschätzung ihrer Mitmenschen erfahren. So fragte ich sie, ob sie schon Person mit immer gleichen oder auffälligen Gewohnheiten beobachtet habe. Darauf fragte sie ganz entsetzt: "was meins n was da? Oder meinen sie die Frauen, die keine Wohnung ham und müssen ihr ewiges Zeug rum, diese äh Stadtstreicher meins sie sowas?" Darauf sagt ich, ohne mir irgendetwas Schlimmes dabei zu denken: "Joa zum Beispiel." Nun reagierte meine Gesprächspartnerin noch entsetzter: "Die ham alles dabei. In fünf sex Trag-, Plastiktüten, gel. Ja, zu dene zähl i mi net." (3) Vorher hatte Frau Georg schon gesagt: "Weil äh mit a Plastiktüte allein da renn ich nicht rum. Des is ma zu schäbig. I mag net Plastiktüten allein. Da muß a Tasche dazu." (3) Womit sie deutlich eine Regel formuliert. Die Befolgung solcher Regeln zeigt ihre soziale Stellung. Gerade diese arme Frau formulierte solche Regeln im Interview ganz genau und mit Nachdruck: "I kann net zuam helln Kleid a schwarze Tasche tragn, " Ich frage weiter: "Und ham sie auch, nehmen sie die für alle Gelegenheiten oder was?" Darauf fällt sie mir gleich ins Wort: "Absolut nicht. die schwarze nur für

⁵⁰ Bourdieu, Pierre: Die feinen Unterschiede. 1982. S. 728.

⁵¹ Elias, Norbert: Der Prozess der Zivilisation. 1992.

Trauerfälle, die schöne schwarze, und die andre schwarze mehr für Alltag, wenns regnt," Der Wechsel von einer hellen Sommertasche zu einer dunklen für den Winter ist für viele meiner Gesprächspartner ganz selbstverständlich. Aber diese Frau differenziert ihre Taschen nicht nur nach Jahreszeit und der Kleidungsfarbe, sondern auch noch nach dem Tageswetter und vielfach abgestuften Anlässen. Die Befolgung von Geschmacksregeln hilft Frau Georg den offenbar durchaus gefährdeten sozialen Status zu halten. Das Einhalten von kulturell geprägten Formen im alltäglichen Leben kann zur Selbstachtung dieser Frau beitragen. Solche alltäglichen Formen können so, weit über ihren rein funktionellen Nutzen hinaus, praktische Lebenshilfe sein.

Die persönlichen Vorlieben für die Größe einer Handtasche schwanken über alle Schichten hinweg: Da gibt es die Fans für große Taschen mit viel Inhalt und solche, die kleine leichte Taschen bevorzugen. Für ein kleineres Gewicht sprechen oft auch gesundheitliche Gründe. So erzählten gerade einige ältere Damen, daß sie nicht mehr schwer tragen könnten. Sie verfügten oft über ausgeklügelte Taktiken, um damit fertig zu werden. Eine Frau mit Asthma erzählte z.B.: "... aber des des des eiserne Geld is so schwer, die Zehnerl und die Zweimark und Fünfmak. ... Na, wenn i aber weiß, i brauch eins, dann steck i a Babiergeld ein." (3)

Die Wahl einer Taschenform und ihr entsprechender Gebrauch hängen auch mit Persönlichkeitsmerkmalen zusammen. So haben einige Frauen mit einer eher lockereren Einstellung, die das Leben offenbar nicht so ganz schwer nehmen, große Beuteltaschen in die sie alles, was so anfällt, hineinstecken. Frau Schmidt, eine als Verkaufsberaterin berufstätige Mutter zweier Kleinkinder erzählt z.B. von ihrer Handtasche: "... war halt alles drinnen, was ich sonst so am Tags über brauche. ... Oder auch, wenn sie (=ihre kleine Tochter) mal zum Beispiel im Sommer die Sockn ausgezogn hat, steck ich die auch in die Handtasche rein. Und am nächstn Tag hab ich se dann auch in der Arbeit mit dabei. Weil ich die Tasche nicht täglich ausleere und ausräume." (17) Frau Schmidt sieht ihre Handtasche als "Gebrauchsgegenstand" (17), den sie einfach braucht, um die für ihren Beruf nötigen Dinge zu transportieren. Sie benutzt sie aber auch, um Alltagsdinge zu verstauen und vorübergehend wegzuräumen. Eine andere, ebenfalls berufstätige Frau, sagt von ihrer Handtasche:

"Also meine muß fürn Alltag möglichst groß und geräumig sein, weil ich sehr viel mitschleppe. (Lacht.) Oder sag ma mal, weil ich meine Tasche selten umräumen mag. ... Wissens, dann sammelt sich immer wieder mal was an. Na hat ma mal a Tuch dabei. Des duat ma dann runter. Des bleibt drinn. Dann steckt mas nächste dazu. ... Oder ma duat a paar Ohrringerl raus und steckts da nei ins Seitndascherl. Und irgndwann räumt ma wieder." (21)

Für diese Frau ist ihre Handtasche, wenn sie in der Arbeit ist, ein Ort, wo sie persönliche Dinge verstauen und in Sicherheit bringen kann. Die Geräumigkeit

ihrer Tasche ermöglicht ihr, locker und schnell aufzuräumen, ohne doch in der Tasche ständig Ordnung halten zu müssen.

Auch die gegenteilige Haltung fand sich unter den Gesprächspartnern: Ständige Sorge, alles im täglichen Leben ordnungsgerecht und korrekt zu erledigen. Dazu dient eine Tasche aus festem Material mit vielen Einzelfächern. Ein extremes Beispiel für solch eine Grundhaltung bietet eine Frau (29) im Altenheim: Dort werden ihr die Haushaltsarbeiten abgenommen. Und wegen ihrer schweren Zuckerkrankheit kann sie auch wenig tun. So konzentriert sie fast ihre ganze Aufmerksamkeit auf die noch verbliebenen alltäglichen Erledigungen:

"Na, i vergess nie was. ... Weil ma heut scho froh is, äh wenn ma a bisl was dun kann. Wissn sie, wenn i h dann da lieg, ... dann studier i. Was könntst jetzt tun? Scho rumplt i auf. Des muß macha, des darfst net vergessn. Dann richt i mer mei Dasche."(29)

Ihre Handtasche dient dieser Frau als Ort der Gedächtnisstütze:

"Dann hob i vom Doktor Bestellung und dann ho i vom Zahnarzt a Bestellung, dann hob i vom vom von Orthopädn a Bestellung. Ja, des muß alles so geregelt sei, da mas blos nehmen braucht, ... Und da schau ich dann jedn Dag rein. Oder i weiß meistens, wenn i bestellt bin. ... Aber der Zettl muß da sein." (29)

Ihre Termine gliedern ihr Leben und sind damit eine Stütze im offenen Fluß der Zeit. Die Bestellszettel stehen dafür; ihre materiell konkretes Vorhandensein macht sie erst ganz wirklich. Ihre Handtasche benutzt diese Frau für diese Terminzettel und auch zur dauernden Aufbewahrung wichtiger Bankdokumente. Sie ist ihr "Tresor" für die Ordnung ihres Alltags.

Sicher bestimmen bei diesen drei Frauen nicht allein Persönlichkeitsmerkmale, sondern auch ihre berufliche und lebensgeschichtliche Lage den Umgang mit ihrer Handtasche: Je nach zur Verfügung stehender Zeit können sie sich mehr oder weniger intensiv um ihre Tasche kümmern. Zwischen den aufgezeigten Extremen von Lockerheit und Sorge verkörpern viele weitere Interviewpartner die Spannweite dazwischen.

Oftmals bezeichneten die Gesprächspartner den Inhalt ihrer Handtaschen als "nur das Nötigste" oder "viel Kram". Es wäre da doch naheliegend zu vermuten, "das Nötigste" sind von der Anzahl her nur wenige Gegenstände, die in einer eher kleinen Tasche Platz finden; und "viel Kram" seien viele Dinge, die eine eher große Tasche erfordern. Öfters trifft dies in der Relation aller 31 Interviews auch zu. Doch sowohl die Kategorie für die Größe - klein oder groß, als auch die für die Nützlichkeit - Nötiges oder Kram, ist relativ. Ein Beispiel macht deutlich, wieviel Wertung darin steckt: Eine etwa 50-jährige unverheiratete Frau, von allen Hanni genannt, erzählte ausführlich, ganz von sich aus von all den Dinge, die sie immer in ihrer Handtasche dabei hat. Für jede Gelegenheit hat sie ein Werkzeug. Das geht so

weit, daß sie ein Feuerzeug für andere mitnimmt, obwohl sie selbst nicht raucht. Entsprechend groß und prall gefüllt ist ihre Handtasche. Aber als Abschluß dieser kleinen Erzählung betont sie, daß sie all die aufgezählten Dinge braucht. Sie sind für sie nötigste Dinge: "... wenn ichs net dabei hab, dann fühl ich mich unwohl. ... Ja, irgendwie, weil ich bin ganz gern so, ... daß ich des Sach selber äh äh hab und net bei andern holen muas." (2) Dieser Frau gibt die Vollständigkeit "aller" der nötigen Dinge ein Gefühl der Unabhängigkeit. Was heißt aber "nötig", so daß sich eine vollständige Menge daraus zusammensetzt? An den konkreten Dingen in der Tasche bleibt dies zu prüfen.

2. Dinge in der Tasche

Ding, Sache, Objekt und Gegenstand verwende ich in dieser Arbeit synonym. Gegenüber meinen Interviewpartnern definierte ich den Begriff Ding nicht, um so ihre Vorstellung von Dingen zu ermitteln. Besonders deutlich wurde diese in der Frage nach drei Wunschdingen. Ich fragte, welche drei Dinge sie gerne immer dabei hätten, wenn Geld und Gewicht keine Rolle spielen würden, also wenn sie die Dinge nicht selbst bezahlen und tragen müßten. Nur ein (16) Gesprächspartner äußerte hier die materiellen großen Sachwünsche. Herr Waigel wünschte sich eine nie leere Scheckkarte und überall ein Fahrrad. Er nutzte die märchenhafte Dimension dieser liminoiden Frage, wo zeitliche und finanzielle Einschränkungen aufgehoben waren, voll aus. Bei ihm schien es mir auch sonst so, daß materielle Aspekte recht wichtig sind. Solche Wünsche müssen aber vorher schon einmal überlegt sein, um sie äußern zu können, oder sie sind die Perfektionierung einfacher Dinge. Es war die Regel, daß sich die Interviewpartner hier Dinge wünschten, die sie sowieso in ihren Taschen tragen, oder die man normalerweise in einer Tasche trägt. Einige Male kamen spontan Wünsche, wie "immer meine Kinder dabeihaben, Sie sind mir das Liebste." (17) oder Wünsche nach Abstrakta, wie z.B. Gesundheit. Wenn so, einfach nur die drängendsten Wünsche genannt wurden, vermute ich, daß nicht genau zugehört wurde. Gelegentlich kamen nämlich auch Nachfragen, ob es Gegenstände sein müßten. D.h. grundsätzlich stimmten die Interviewpartner mit mir in ihrer Dingvorstellung überein, daß sie unter Dingen anschaulich greifbare, konkrete Gegenstände verstanden. Bei ihnen blieb die Vorstellung aber durchwegs an die schon erlebten und ihnen zugänglichen Dinge gebunden.

a) Häufigste Dinge - Grundaustattungen

Alle Interviewpartner zählten auf die Frage hin, was sie denn normalerweise so immer dabei hätten, und ob es da eine normale Mischung gäbe, eine Reihe von Gegenständen⁵² auf. Sie sind ihnen oft so selbstverständlich, daß sie beim ersten

⁵² Zusammenstellung aller Gegenstände, die die Interviewpartner aufzählten, als die, die sie normalerweise immer dabeihaben, und die, die sie als normal während des Interviews erwähnten: (Die Zahl ist die Anzahl unter den 31 Gesprächspartner, die diesen Gegenstand erwähnten.)

Mal gleich gar nicht alle nannten. Erst im Laufe des Interviewgesprächs erwähnten sie so nebenbei noch einige weitere. Weil manche dieser Dinge als so unwichtig oder natürlich bewertet sind, wie z.B. Taschentücher, werden sie deshalb nicht

Geldbeutel oder Geld 29
 Ausweis/-e 27
 Schlüssel 25
 Taschentücher und Tempos 25
 Kalender oder Adressenhefte 16
 Fahrkarte 14
 Stift oder Schreibzeug 12
 Scheckkarte/-n 11
 Kamm 10
 Brille 10
 Papier oder Notizheft 9
 Schminkzeug 8
 Autopapiere und Führerschein 8
 Essbares oder Süßes 6
 Schirm 6
 Taschenmesser 5
 Netz, Jutebeutel, Plastiktüte 5
 Kleingeld 5
 Buch 5
 Taschenspiegel 5
 Labello 4
 (Hals)gutsis 4
 Feuerzeug 4
 Parfüm 4
 Impfpaß 4
 Medizinen 3
 Nageletui 3
 Versicherungskarte 3
 Zeitung 3
 Kontoauszüge 3
 Mineralwasser 2
 Pillendose 2
 Zigaretten 2
 Taschenrechner 2
 Telefonkarte 2
 Wetterhexe 1
 Nähzeug 1
 Rosenkranz 1
 Heiligenbildchen 1
 Sprüche 1
 Haarklammern 1
 Glücksbringer 1
 Videokarte 1
 ADAC-Karte 1
 Gasrevolver 1
 Flaschenöffner 1
 Zündhölzer 1
 Löffel 1
 Mundspray 1
 Creme 1
 Erfrischungstücher 1
 Ersatzunterhose 1
 kleine Decke 1
 Pflaster 1 = 56erlei Gegenstände

bewußt genannt. Insgesamt waren es 56erlei verschiedene Dinge bei allen 31 Gesprächspartnern zusammen. Das zeigt die Vielfalt der Möglichkeiten und weist auf unterschiedliche, persönliche Gewohnheiten. Die Top-Ten waren jedoch Geld, Ausweis, Schlüssel, Taschentücher, Kalender oder Adressenheft, Fahrkarte, Stift, Scheckkarte, Kamm und Brille.

Darunter sind in einer zivilisierten Großstadt so technisch "lebensnötige" Dinge wie Brille, Schlüssel oder Fahrkarte. Einige Brillenträger wünschten sich auch noch bei den drei Wunschdingen ihre Brille, weil sie für sie lebenswichtig ist. Fast alles ist in unserer Zeit beschriftet, wer da nichts sieht, ist normalerweise hilflos. Ohne Schlüssel ist das Nachhausekommen unmöglich. Und gerade in der Großstadt München ist die Fortbewegung im Raum ohne MVV-Fahrkarte für viele unmöglich. So sind wir zum Zugang zu unserem eigenen Bereich, zur optischen Orientierung und zur Aneignung des Raumes fast immer auf technische Hilfsmittel angewiesen.

Fast alle Gesprächspartner sagten, daß sie immer die GSA-Mischung (=Geld, Schlüssel und Ausweis) dabei hätten. Das ist für Männer und Frauen gleich. Diese Dinge dabei zu haben, heißt auch ein weites Stück für sich selbst die Verantwortung zu übernehmen, erwachsen zu sein. Ein Kind kann meist ohne all diese Dinge sein. Solche, die sie doch brauchen, haben einen eigenen Namen: Schlüsselkinder.

Bei der allgemeinen Verbreitung dieser GSA-Mischung und solch technischen Notwendigkeiten stellt sich die Frage, ob selbst ein so persönlicher Bereich, wie die eigene Tasche, durch die industrielle Massenkultur bestimmt ist? Der vorgegebene Taschenkamm mit zugehörigem Taschenspiegel und Taschentuch aus dem Drogeriemarkt ist als standartmäßiger Inhalt geboten. Gibt es da noch Möglichkeiten für den Einzelnen, eigensinnig zu handeln? An einem Taschenporträt als Beispiel soll das einmal genauer geprüft sein. Eine mir bekannte 50-jährige Dame leerte in froher Runde zum Spaß ihre Handtasche aus. Aus dem kleinen (etwa 17cm x 15 cm) blauen Ledertäschchen kamen folgende Dinge zum Vorschein:

1. im vorderen Fach lose Geldscheine,
2. kleiner, grauer Geldbeutel für Kleingeld,
3. Plastiklöffel für Joghurt auf Reisen,
4. kleines Damentaschenmesser,
5. gelber Miniblock,
6. kurzer Bleistift,
7. Kuli,
8. Terminkalender mit eingelegtem Foto von Tochter und Enkelkindern,
9. Brille,
10. lose der Personalausweis,
11. Scheckkarte,
12. Grüne Karte vom MVV,
13. Haus-, Auto-, Radschlüssel,
14. Klappschere,
15. ein Päckchen Tempos,
16. Lippenpomade,
17. Herpessalbe,
18. eine Minitube Makeup,
19. Lippenstift,
20. Erfrischungstücher,
21. kleiner runder Spiegel,
22. Kamm.

Zum Schluß meinte sie, daß ihr nur noch der Taschenrechner fehlen würde. Sie genoß sichtlich unsere Verwunderung, wieviel in so einer kleinen Tasche Platz hat. Vieles kann deshalb nur in Miniausführung mit, wie z.B. ein extra kurzer Bleistift, der Mini-Block oder die Probentube Makeup. Einen Geldbeutel hat sie ganz eingespart. "Größer darf die Tasche nicht sein.", sagte sie. Mit Findigkeit und Raffinesse sucht sie die geeigneten Säckelchen zusammen. Improvisationsfreude, bastlerisches bzw. handwerkliches Geschick sind typisch für diese Frau. Darauf ist sie auch selbst stolz. Dafür dürfen auch die Werkzeuge, wie Schere und Messer, nicht fehlen. Als ausgesprochener Darstellungstyp präsentiert sie das auch gerne, indem sie uns ihr Taschenspezialmix vorführt. Auf ihre speziellen Bedürfnisse, wenn sie häufig zu Seminaren reist, sind der Löffel und die Erfrischungstücher zugeschnitten.

Diese Dame hat zwar auf lauter vorgegebene Dinge zurückgegriffen, sie aber nach ihren ganz speziellen Bedürfnissen aus den Möglichkeiten verschiedener Stile und Geschmacksrichtungen individuell zusammengesucht. Auch bei ihr ist selbstverständlich die GSA-Mischung unter ihren Dingen dabei. Doch im Umgang damit zeigt sich schon der "Eigensinn"⁵³: Scheinbar unachtsam bewahrt sie ihr Papiergeld nur lose im vorderen Fach auf, wo doch gerade Geld üblicherweise besonders gut und sicher aufbewahrt wird. Könnte das ein Weigerung sein, vor der Macht des Geldes zuviel Respekt zu haben? Ja, oder einfach nur, es so praktischer

⁵³ Siehe Selle/Boehe: Leben mit den schönen Dingen. Anpassung und Eigensinn im Alltag des Wohnens. 1986.

zu finden oder etwas anders machen zu wollen. Es ist dieser Frau jedenfalls gelungen, mit ihrer Tasche, trotz Anpassung an Notwendigkeiten und Üblichkeiten, sich ein Stück Eigen-Sinn zu bewahren.

Auch bei den 31 Interviewpartnern glich kein Tascheninhalt genau einem anderen. Die GSA-Mischung ist entsprechend der Menge der 31 Gesprächspartner 31 mal variiert: von der nochmaligen Reduktion auf Geld und Schlüssel bei einer Frau (18), die sich selbst für sehr vergeßlich hält - bis zur Erweiterung auf eine Überlebenspackung mit Decke, Erste Hilfe-Ausstattung, Messer, Lebensmitteln, Regenschutz und vielem mehr, bei einer vorsorglichen Frau (15), die von der Erfahrung eines Überlebenstrainings an der Isar geprägt wurde. Doch alle Gesprächspartner sprachen von den Dingen, die sie immer haben. Die Frage nach "normalen" Dingen kam ihrer Vorstellung entgegen. Sie nannten das: "was man haben muß" (3), "Was man haben sollte" (5), "das Wichtige eben" (7, 14, 15), "die nötigen Sachen" (11), "grundsätzlich" (12), "alles" (15, 17, 30), "die Grundsachen" (20) oder einfach "den Bestand" (23). Jedenfalls hatten sie eine Vorstellung von Vollständigkeit ihrer Dinge.

Viele berichteten im Laufe des Interviews, daß sie einen festen Grundstock an Dingen in ihrer einen oder in jeder Tasche haben. Je nach Charakter wird das dann öfter umgepackt, sind es Einzelteile/Einzeltaschen mit Bausteincharakter oder ist ganz fix deponiert, so daß es gar ein Eigenleben entwickeln kann. Die Dinge solcher fest eingepackter Grundausrüstungen vergaßen sie dann auch oft zuerst bei ihren Aufzählungen: Sie sind fest, an sie muß man auch sonst nicht denken. Sie sind Grund-Ausrüstung im alltäglichen Lebenskampf. Ihre Beständigkeit und Verfügbarkeit kann ein Stück alltäglicher Daseinssicherheit vermitteln.

Die nächsten Abschnitte sollen nach der Bedeutung der häufigsten Einzeldinge aus solchen Grundausrüstungen nachgehen.

b) Geld

Das am häufigsten erwähnte Ding in der Tasche war Geld bzw. der Geldbeutel. Fast alle Gesprächspartner gaben an, daß sie immer Geld dabei hätten. Ein junge Frau (14) formulierte, daß Geld eigentlich eine Handtasche definiert: "... a Ding, wo ma halt was weiß i an Geldbörse rein tut. Die tragt ma net a so rum." (14) Nicht der Bedeutung des Geldes im allgemeinen, sondern dem ganz alltäglichen Umgang damit will dieser Abschnitt etwas nachgehen.

Wie und mit welchen Akzenten sprachen die Gesprächspartner von Geld? Was ist ihnen erwähnenswert daran, wichtig? Geld taucht innerhalb der Interviews in verschiedenen Zusammenhängen auf. So nannten einige Interviewpartner (2, 7, 9, 13, 16, 19, 27) Geld bei der Frage nach den drei Wunschdingen, die sie immer gerne dabei haben möchten, wenn Geld und Gewicht keine Rolle spielen würden. Ein Mann formulierte es so: "Sie sagn zwar, Geld spielt keine Rolle, aber des is also etwas, was ich unbedingt dabei ham muß. Sonst bin ich irgendwie unsicher."

(19) Die Notwendigkeit, immer Geld dabei zu haben, haben diese Leute so verinnerlicht, daß sie sich das, was sie normalerweise brauchen, auch bei der Märchenfrage wünschen.

Auch für Notlagen wünschten sich viele Gesprächspartner Geld. Frau Kinker, die offenbar Mangel an Geld selbst schon erlebt hat, formuliert die existentielle Bedeutung: "Geld braucht ma immer irgendwie und zum Überlebn ... so Existenzsachn" (7). Vielfach bekam ich Regelaussagen zu hören, wie z.B. folgende: "Also muß ma ja wenigstens des Geld muß ma immer bei sich habn." (18) oder "A bisl a Geld soll ma auch immer dabei habn." (21m)

Mehrfach betonten die Gesprächspartner, daß man in München ohne Geld nicht einmal die öffentlichen Verkehrsmittel benutzen könne. "Na ja, ohne Geld sind sie glei gar nix. Sie missn, wenn sie in irgnd ne Fahrt machn, müssn se Geld habn." (26) Wenn man kein eigenes Auto hat - und selbst da - ist ohne diese Verkehrsmittel in der Großstadt München kaum eine Fortbewegung möglich. Für viele Bewohner des Großraumes München sind sie deshalb fast so wichtig, wie die eigenen Füße. Noch dazu, wo gerade an die Bewegungsmöglichkeit im Raum viel von elementaren Freiheitsideen gebunden ist: Bewegungs-Freiheit als Teil persönlicher Freiheit.

Als nächsten wichtigen Aspekt erwähnten die Interviewpartner häufig, daß man Telefongeld bräuchte. Das haben viele immer griffbereit. Sogar Kindern gibt man aus diesem Grunde immer etwas Geld mit. Geld steht hier für die Möglichkeit zur Kommunikation. Gerade in Notlagen braucht man es, um nicht isoliert dazustehen.

Hinter all diesen Aussagen steckt die Vorstellung von der Notwendigkeit des Geldes. Solche Kraft wird dem Geld unterstellt auf Grund seiner großen Symbolkraft. Der papierene Geldschein oder die Münze aus Blech sind fast ausschließlich durch eine soziale Übereinkunft Symbol für Materie und Zahlungskraft. Geld hat darüber hinaus aber noch eine viel weiter reichende symbolische Dimension: Mit Geld lassen sich in unserer Gesellschaft nicht nur Güter kaufen, sondern der Besitz von Gütern wurde zum fast alleinigen Maßstab für persönlichen Rang. Solange es statusgläubige Menschen gibt, kann man sich mit Geld auch ihre psychische Zuwendung erkaufen. Mit Geld läßt sich auch menschliche Arbeitskraft kaufen. So kann Geldbesitz "Verfügbarmacht über die objektivierte psychische Energie von anderen Menschen"⁵⁴ bedeuten, wie Csikszentmihalyi/Rochberg-Halton formulieren.

Vor diesem Hintergrund läßt sich auch die starke Betonung des Sicherheitsaspektes im alltäglichen Umgang mit Geld verstehen. Viele der Interviewpartner betonten, daß man auf Geld besonders achtgeben müsse. Dazu haben die verschiedenen Gesprächspartner unterschiedliche Sicherheitstaktiken entwickelt, wie z.B. ihr Geld am Leib zu tragen oder nahe bei sich aufzubewahren.

⁵⁴ Csikszentmihalyi/Rochberg-Halton: Der Sinn der Dinge. 1989. S.49.

Eine jüngere Frau meinte: "I moan halt, des is bei mir am sichersten." (7) Oder eine ältere Dame erzählte: "Na ich hab so ne Westerljacke, da kann ich auch innen Geld rein tun. ... Die hab ich dann am Körper nicht in den Taschen." (24) Während der Feldforschungen zur Oktoberfestzeit erzählten auch einige Gesprächspartner von ihren Sicherheitsvorkehrungen dafür. Herr Waigel berichtete z.B. er nehme "nach Möglichkeit gar net n Geldbeutel mit, sondern bloß den Ausweis und des Geld so lose in die Tasche steckn und die Taschentücher. Damit nur ja nichts passieren kann." (16) Besonders im Urlaub meinen viele, daß sie auf ihr Geld besonders achtgeben müssen. Darüber erzählten meine Gesprächspartner durchwegs sehr bereitwillig. Das ist ein Teil der Reisekunst, die man durchaus auch nach außen darstellen kann.

Besonders die alten Menschen, die ich befragte, hatten alle Angst, daß gerade sie bestohlen werden. Sie haben oft fiktive oder teils reale, weiter erzählte Überfallgeschichten im Kopf. So fragte ich etwa Frau Georg, ob sie schon mal schlechte Erfahrungen mit ihrer Tasche gemacht habe. Das verneint sie, erzählte aber gleich von den Erfahrungen ihrer Bekannten:

"Nein, muß ich sagn. Viele sagn: "Ach da wollt mir einer die Tasche von wegreißen." Ich no nie. Ich komm oft so spät heim. Und ich werd dann immer so gschimpft von meine Bekandn, und die sagn: "Wirst scho sehn, dir kommt, dir nimmt scho mal jemand noch die Tasche, wens d so spät heim kommst." Sag: "Bis jetzt hat no niemand den Versuch gmacht und i hab immer Glück." Ma liest so viel, daß Taschn weggenommen werdn. Und seitdem bin ich natürlich vorsichtiger und nehm kei Geld mit au und nix Wertvolles ... I geh oft abends auf Vorträge. Die sin oft spät aus und da geh i heim, un dann muas i scho umschaung, daß der nix zu tun hat, gel. Und dann nehm i die Sachn, die wichtig sin, daß der net weiß, wo i wohn, d Schlüssel darf er net findn. Die tu ich dann immer so ina ina Innentasche. ..." (3)

Zuerst ist ein möglicher Räuber noch der aus den Erzählungen ihrer Bekannten und der, von dem sie gelesen hat. Aber im Laufe dieser kleinen Erzählung wird er immer konkreter, präsenter. Die verschiedenen Wirklichkeitsebenen sind nicht mehr getrennt, alles ist gleich real. Sie schaut sich sogar körperlich nach dem vorgestellten Räuber um. Andere Gesprächspartner sprachen ähnlich konkret von "dem Kerl" (10) oder "den jungen Burschen" (24). Dabei benutzten sie übereinstimmend männliche Formen.

Zum Sicherheitsaspekt im Umgang mit Geld gehört auch eine Alltagsregel, wie: Geld soll man nicht offen liegen lassen! Frau Kinker äußerte die Befürchtung: "es kann ja mal a Falscher au komma. Ah, des woas ma ja net. Des lockt dann doch a bisl a, glaub i, wenn des so rumliegt dann." (7) Diese Aussage steht im Zusammenhang damit, daß sie berichtet, wie offen sie zu Hause in Geldsachen sind. Damit sind wir bei einer Kehrseite des vorsichtigen Umgangs mit Geld. Offenheit im alltäglichen Umgang mit Geld gilt als Zeichen des Vertrauens. Viele der Gesprächspartner gaben an, daß sie Geld ganz offen liegen lassen, oder ihre

Familie durchaus in ihren Geldbeutel schauen darf. Dies ist aber kein ganz selbstverständlicher Punkt, sondern er muß immer extra betont werden.

Viele setzten aber die Grenze, wie nahe man ihnen kommen darf, auch im häuslichen Bereich gerade beim Geldbeutel oder Geld an. Einige (10, 16, 22, 23) rechneten Geld ausdrücklich zu den persönlichen Dingen. Gerade Familien mit großer Offenheit auch beim Geld, setzten dann bei den Kontoauszügen und Bankdokumenten stark die Grenze. So betonte etwa eine Familienmutter (18) gerade ihr eigenes Konto. An das darf keiner ihrer Familienmitglieder hin. Als Hausfrau und Mutter steht es für sie in dieser finanziell ganz vom Einkommen des Ehemannes abhängigen Situation, für ein kleines Stück Unabhängigkeit. Von einigen meiner Altersgenossen erfuhr ich, daß sie von den Geldverhältnissen ihrer Eltern erst mit den ersten Bafög-Anträgen etwas erfuhren. So kann hinter familiäre Offenheit im Umgang mit Geld und Geldsachen gerade ein freiwilliges Respektieren fester Grenzen stehen.

Frau Wagstein, die besonders sensibel für Regeln und Grenzen ist, formuliert "Geldgrenzen" auch: "Ähm zum Beispiel auch find ich, ich find meine Scheckkarte nich so privat, wie zum Beispiel, daß ich n Kontoauszug drinne habe. Und derjenige nun sehn kann, was ich ausgerechnet auf dem Kontoauszug was was des Netogehalt is. Die Miete kann ja ruhig einer wissn, aber net mal die Netogehälter sind ja auch etwas, was wir gegenseitig von uns in der Firma nicht wissn." (25) Zu Anfang meiner Feldforschung machte ich einmal den Versuch, nach dem Einkommen zu fragen. Dabei kannte ich den Namen der Befragten nicht. Doch die Reaktion war so heftig abwehrend, daß ich keinen weiteren solchen Versuch mehr machte. Die Kenntnis des Einkommens ermöglicht eine direkte soziale Taxierung. Das wird offenbar als besonders schmerzlich empfunden. Wo aber doch alles, was mit einer Person zusammenhängt, z.B. ihre Sprache oder Kleidung eine soziale Einordnung möglich macht. Solche Taxierung über Zeichen ist jedoch viel indirekter. Das wird offenbar als weniger unangenehm empfunden. Besonders schlimm empfanden viele Leute, gerade solche, die etwas mehr Geld haben, den Verlust ihrer Scheckkarte. Das ermöglicht ganz real den Zugriff auf das Vermögen. So sagt eigentlich das Bargeld, das man dabei hat nichts oder nur wenig darüber aus, wie reich jemand ist. Aber Geld als solches ist schon Symbol für Macht. Und wird deshalb bis in den alltäglichsten Bereich und selbst in familiären Vertrauensräumen tabuisiert.

Dabei ist interessant: Gibt es da im alltäglichen Umgang mit Geld Unterschiede zwischen Männern und Frauen? Welche Rolle spielt Geld im Verhältnis der Geschlechter? Eine interessante Frage, um in dieser Richtung etwas zu erfahren, war: Wer zahlt bei Eheleuten, wenn sie gemeinsam unterwegs sind, z.B. im Gasthaus? Darauf sagte z.B. eine Dame aus dem Altenheim (29): "Mein Mann. Ja, ja der hat alles bezahlt, Kleider alles. Der hat mit ausgesucht. Ja, mei Mann hats Geid ghabt, ja. Da hob i mi gar net drum gekümmert drum." (29) Diese Aussage

und die Schilderung von Frau Mayer (siehe II.2.) liegen ähnlich. Sie stehen für ein älteres Modell, daß nur der Mann Geld hat und alles bezahlt, vor allem auch in der Öffentlichkeit. Diese beiden Witwen jammerten beide, daß ihnen der Übergang zu selbständigem Handeln als alleinstehende Frauen sehr schwer gefallen ist. Sie klagten über die Last der Verantwortung und ihr mangelndes Wissen. Gleichzeitig gab es aber durchaus auch die Form, daß die Hausfrau das Einkommen des verdienenden Mannes für die ganze Familie verwaltete.

In einem weiteren Fall zeigte sich an der Sprechweise, daß das Modell, in dem allein der Mann das Geld verwaltet, heute nicht mehr so ganz selbstverständlich ist. Es war ein Interview mit einem 47-jährigen Leiter einer kleinen Firmendruckerei. Ich fragte Herrn Waigel: "Und wenn sie mit ihrer Frau zusammen unterwegs sind zum Beispiel im Lokal, wer bezahlt dann?" (16) Dann antwortete er, daß normalerweise er bezahle. Von seiner Frau sprach Herr Waigel ganz distanziert, auf den Geschlechterunterschied reduziert, als von "die Frau", oder "sie", nicht etwa von meiner Frau. Er fühlt sich aber dann bemüßigt zu sagen: "Das hat aber keinen Grund. Die Frau dürfte genauso bezahln.", und zum Schluß einen (dummen) Witz anzufügen: "Einer verwaltet des Geld und der andere gibt es aus. (Lacht.)" Kein anderer meiner Gesprächspartner hatte etwa bei der Frage nach drei Wunschdingen das Geld so betont. Bei der Frage nach Grenzen sagte er: "Des is vielleicht wirklich soa Splin von mir, daß ich sage, mein Geldbeutel, des möcht ich schon selber bhaltn." (16) Wenn Herr Waigel sich selbst, seine Tasche charakterisiert, grenzt er sich ab von der Unordnung der Frauen, dem Chaos in Frauentaschen. So kommt mir der Verdacht, daß er es zu seiner Selbstbestätigung nötig hat, Frauen als negatives Antibild zu benutzen. Dieses Einzelbeispiel steht für eine Zwischenstufe.

Frau Schmidt, eine 34-jährige Verkaufsberaterin (17) und Frau Huber, eine 43-jährige Lehrerin (23) scheinen einem neueren Modell gleichberechtigter Geldverwaltung zu folgen. Im ersten Fall haben beide Ehepartner Zugang zum Gehaltskonto. Aber diese Offenheit geht von der Frau aus, weil sie das Familieneinkommen erarbeitet. Bei Frau Huber und ihrem Mann verwaltet zwar normalerweise sie das Geld, nach vorheriger gemeinsamer Absprache. Sie ist eher zu Hause und arbeitet auch nicht vollzeit. Im Urlaub dagegen, berichtet sie, macht alles, was mit Geld zu tun hat, ihr Mann. Sie sagt, daß sie "Urlaub vom Geld" macht, Urlaub von der Verantwortung. Bei diesem Paar ist die Geldverwaltung als Arbeit gesehen, die der erledigt, der mehr Zeit hat.

Die Beobachtung der Ehefrauen und auch Meinungen anderer, was Männer dabei haben, decken sich. Vor allem auf die Frage, ob es einen Unterschied gebe, was Männer und Frauen in der Tasche hätten, kamen Aussagen zu diesem Punkt. Die gängige, feste Vorstellung ist, daß Männer Geld haben/über Geld verfügen oder an Dingen nur das Geld dabei haben brauchen und insgesamt viel weniger Dinge dabei haben, als Frauen, wobei das Geld die Hauptsache ist. Übereinstimmend meinten die Interviewpartner, daß Männer weniger mit sich tragen, oft nur in der

Jacke oder in der Hosentasche. Geld, Ausweis und dazu noch Scheckkarten oder Kamm - das ist die gängige männliche Grundausrüstung. Eine ledige alte Dame (27) spricht dabei eine Aufteilung aus, bei der sich dieses Schema sogar in der Form der Dinge spiegelt: Männer sollten immer ihre Brieftasche dabei haben, und Frauen ihren Geldbeutel, weil er leichter zu tragen sei. Den Frauen wird hier das kleinere Geldbehältnis zugeordnet. Frauen bräuchten eben mehr Kosmetika. Das ist der einzige Grund, den die Interviewpartner für diesen Unterschied anführten. Sonst ist dieser Punkt so selbstverständlich, daß er nicht reflektiert wurde. Dahinter steht die alte Vorstellung, daß nur die Männer im öffentlichen Leben agieren, das Familiengeld verwalten und beruflich tätig sind, also Geld haben und brauchen. Ihnen genügt Geld als das universelle Symbol gesellschaftlicher Macht und ihre beruflichen Fähigkeiten, während Frauen eher zugeordnet wird, daß sie Hilfsmittel wie Kosmetika bräuchten. Aber kann diese grobe, in Praxis überholte Aufteilung der Geschlechtersichten, heute noch diese aktuelle Vorstellung, daß ein Mann nur Geld dabei haben müßte, erklären?

Vielleicht spielt dabei auch eine Rolle, daß im Geldbeutel oft mehr als nur Geld ist. Er kann auch "Tresor" sein für alle möglichen wichtigen Dinge wie Scheckkarten, Ausweise, Zettel mit Adressen und Notizen. - Wichtiges wird gut verschlossen. Die ledige Hanni (2) hat ihre ganze Familie in Fotos im Geldbeutel, so angeordnet, daß sie auf einen Blick alle auf einmal sehen kann, immer wenn sie ihren Geldbeutel öffnet. Einige Beispiele weisen darauf hin, daß gerade Kinder bemerken, daß diese anderen Dinge, die sich noch so in Geldbörsen finden, etwas aussagen können: Frau Huber (23) erzählte vom "Geldzählfimmel" ihrer einen Tochter. Ein 14-jähriges Mädchen (4) sagte als einzige meiner Interviewpartner, daß sie sich für den Inhalt von Geldbeuteln interessiere. Bei ihren Klassenkameradinnen fragt sie immer wieder mal, ob sie hineinschauen dürfe. Darin sind Aufkleber, Familienfotos, Tierfotos, Fotos von Freunden, Konzertkarten und sonstige Sammlungen. Sie bedauert, daß sie selbst keinen "g'scheitn Geldbeutel" hat, einen "richtigen, wo ma alles mögliche reinstecken kann." (4) Und weiter erzählte Frau Huber von ihren drei Töchtern (23) mit 16, 15, und 12 Jahren: "I bin immer ganz entsetzt, was die in ihm Geldbeutel alls drinn ham. Der quillt über. Sämtliche Sortn von Erinnerungsstückn, von Eintrittskartn, von Bildern, alle Freunde und Freundinnen, dies'nur im Laufe ihres Lebens ghabt ham. ... S Geld hams lose in der Hosentasche" (23) Es gibt natürlich auch die Antihaltung, dem Mammon nicht soviel an Bedeutung beizumessen und gerade, wo alle so vorsichtig sind, lässig zu sein, und sein Geld lose in der Hosentasche zu tragen. Aber das Verhalten der Teenager würde ich anders interpretieren. Sie haben ja noch kaum Geld zur Verfügung. Dafür tragen sie aber andere Werte und Gegenstände, die für ihre Beziehungen und Individualität stehen, mit sich herum. Dabei üben sie gleichzeitig das in unserer Zivilisation normalerweise notwendige Verhalten ein, immer einen Geldbeutel bei sich zu tragen.

Zum Schluß dieses Geldkapitels soll es noch einmal um das Sprechen über Geld gehen. In den Interviews benutzten meine Gesprächspartner folgende Formulierungen: "des Geld/das Geld", "Geld" - ohne Artikel, "n bißchen Geld", "etwas Geld", "ein paar Groschen", "Telefongeld", "genug Geld", "mein ganzes Geld" (26) und "a Geld" (18). Fast nie geben sie konkrete Mengen an, sondern sprachen übereinstimmend von Geld als etwas Allgemeinem: "Geld" oder bestimmter "das Geld". Meine Ausdrucksweise entspricht dem. Als ich versuchte, nach dem konkreten Einkommen zu fragen, merkte ich, das ist etwas, worüber man nicht spricht; hier stoße ich auf ein Tabu. Aber über Geld als allgemeines Gut kann man sprechen, ohne jemanden zu nahe zu treten.

Meine Gesprächspartner meinten mit "das Geld" meistens: Geld als Allgemeines/Möglichkeit zu zahlen, aber oft gleichzeitig auch ihre/eine Geldbörse samt Inhalt. Das liegt zum einen am Gesamtthema der Interviews, es verweist aber auch auf den Zeichencharakter des Geldes. Münzen und noch viel mehr Papiergeldscheine sind als Zahlungsmittel Symbole. Sie werden aber im Gebrauch auf einer weiteren Ebene auch noch zu Zeichen: Der Geldbeutel mit seiner begrenzten Menge von Geldstücken wird nicht ohne weiteres anderen gezeigt, selbst wenn wenig Inhalt darin ist. Er wird besonders behandelt, als etwas Persönliches, obwohl heute der Kontostand viel mehr über die materielle Potenz einer Person aussagt. Der Geldbeutel wird im und durch den Gebrauch zum Zeichen für Zahlungsfähigkeit - für Macht. Die reale Verfügungsmacht über Geldmengen braucht hier sprachlich nicht ausgedrückt zu werden.

c) Schlüssel

Übereinstimmend meinten alle Gesprächspartner, daß sie ihren Schlüssel immer dabei haben. Das ist schon notwendig, um nicht vor verschlossener Tür zu stehen. Eine Dame im Altenheim mit schwerem Asthma, erzählte, sie könne nichts mehr tragen, sie nehme nur noch ihren Schlüssel mit. So ist ihr der Schlüssel einer der letzten Gegenstände, der bis zum Lebensende mitgetragen werden muß. Die Gewohnheit und Möglichkeit, alles sicher zu verschließen, ist noch nicht so alt.⁵⁵ Doch alle Befragten haben den Gebrauch von Sicherheitsschlössern und Schlüsseln als Bewohner der Großstadt München verinnerlicht. Der Punkt, daß jeder seinen Schlüssel braucht, ist so selbstverständlich, daß sonst nicht viel darüber gesprochen wird. Welche Aspekte hielten dann die Gesprächspartner eher für erwähnenswert?

⁵⁵ Siehe Giedion, S.: Die Herrschaft der Mechanisierung. 1982. zu Schlüsseln siehe S. 69 - 100. Giedion stellt dar, daß moderne Schlösser und Sicherheitstechnik eine Erfindung der Industrialisierung sind, ausgehend von Amerika. Sie setzte sich zuerst in den Städten durch. Nach meinen eigenen Beobachtungen wurden Sicherheitsschlösser, z.B. in einer süddeutschen Kleinstadt, erst etwa ab den 70er-Jahren zum Standart. In manchen ländlichen Gegenden ist es noch gar nicht üblich, Häuser zu verschließen. Und nach der Wende gab es in der ehemaligen DDR gerade auf diesem Gebiet einen gewaltigen Nachholbedarf.

Einen eigenen Schlüssel zu haben, heißt auch, ein Stück weit unabhängig zu sein, nicht läuten zu müssen. Das haben auffälligerweise gerade zwei Männer ausgesprochen (16, 19). Das liegt offenbar daran, daß sie Frauen daheim haben, die ihnen öffnen könnten.

Immer wieder sprachen die Interviewpartner davon, wie unangenehm das Verlieren seiner Schlüssel sein kann. Besonders ältere Gesprächspartner äußerten ihre Angst, nicht hinein zu können. Bei eingeschränkten Möglichkeiten am öffentlichen Leben teilzunehmen, ist die Wohnung als Orientierungsort des Lebens besonders wichtig. Vor verschlossener Tür zu stehen, kann so auch bedeuten, keinen Zugang zum Eigenen mehr zu haben, hilflos zu sein. Auch die Gefahr, Diebe könnten sich verlorener Schlüssel bedienen, sahen die Interviewpartner öfter. Außerdem kostet es auch viel Geld, wenn man Schlösser oder gar ganze Schließanlagen auswechseln muß.

Weil die Schlüssel so wichtig sind, "Existenzsachen" (7), treffen viele der Gesprächspartner besondere Sicherheitsvorkehrungen, wie z.B. am Leib tragen, in der Hand halten oder nur die nötigsten Schlüssel mitnehmen. Eine 96-jährige Dame im Altenheim hat sich einen Spezialtrick dafür einfallen lassen: Sie befestigt ihren Schlüssel mit einer Sicherheitsnadel im Knopfloch ihrer Weste. Diese Sicherheitsbemühungen sind meist ähnlich, denen um den Geldbeutel. Oft laufen sie parallel.

Wichtiger für den Alltagsgebrauch sind aber die festen Gewohnheiten im Umgang mit den Schlüsseln. Frau Mayer erzählte z.B.: "Die Fahrkarte hob i rechts und mein Haustürschlüssel hob i links. ... Daß mas glei parat hat." (20) Oder ein Herr meinte: "Den hab ich grundsätzlich im Hosensack. Ja, ja, weil ich ihn sehr oft brauche, ebn. Und äh, eh ich da lang in der Tasche zu wühl'n nach dem..." (19). Alle diese verschiedenen Schlüsselgewohnheiten haben den Zweck, daß die Schlüssel sofort griffbereit sind. Wichtig daran ist, daß das immer gleich - also zuverlässig und vorhersehbar ist.

Das Normale am Schlüssel war für meine Gesprächspartner kaum der Rede wert, aber zum Schlüssel gehören quasi die Stichworte "Verlieren und Suchen" fest verbunden dazu. Hier waren sie erzählfreudiger. Der Umgang mit Schlüsseln kann so zum Testfall für das Funktionieren des Alltags werden. Ordentlichkeit gilt als der Maßstab schlechthin. Einige Gesprächspartner grenzten sich gerade bei den Schlüsseln von der Unordentlichkeit anderer ab, die immer ihren Schlüssel suchen müssen. Oder sie betonten extra, daß sie ihren Schlüssel noch nie verloren hätten. Die Tragik des Verlusts und glückliche Umstände oder besondere Taktiken des Wiederfindens besprachen die Interviewpartner besonders. Frau Müller erzählte ganz stolz, daß sie eine eigene Technik entwickelt habe, bei sich selbst in ihr Auto einzubrechen:

G (101): Bei mir geht des immer hektisch zu.
M: Mhm
G: Also in letzter Zeit hat sich des bißchen gebessert. Und zwar seit dem i jetzt VW fahr, den muß ma zusperrn. Währnd die andern, die muß ma außn zusperrn.
M: Aha
G: Währnd die andern
M: Die kann ma zuhaun?
G: Fahrzeugtypn äh, da drückt ma aufn Knopf und haut zu. ...
G: Na is da Schlüssl drinn. Ma entwickelt, wenn ma praktischer Mensch is, entwickelt ma dann schon a bestimmte Technik, daß ma an den Schlüssl wieder ran kommt. ...
G: ... Ich hab, wie gsagt, aber mit Draht und verschiedenen Utensilien
M: Wo sie quasi den Autoeinbruch bei sich selbst geübt-
G: Ja, ja sicher ja.
M: (Lacht.)
G: Also also mindestens a Dutzend mal und äh, daß ma ebn dann den Knopf hoch kriegt, daß ma wieder rein kann an seine Schlüssel oder an dies oder jenes. (13)

Wie Frau Müller mit der für sie vorgegebenen Hektik und ihren Folgen durch ihr Geschick und ihre Einfälle selbst fertig wird, darauf ist sie selbst ein bißchen stolz. Das erzählt sie gerne. Neben den Geschichten zum aktuellen Fall im Fundamt und den Urlaubs-Diebstahlgeschichten machen die Schlüsselgeschichten die fest geformten Erzählteile innerhalb der Interviews aus.

Gerade am Umgang mit Autoschlüsseln läßt sich noch eine weitere Dimension im Dinggebrauch der Schlüssel sehen. Man kann beobachten, daß die Schlüssel zum Statussymbol Auto oft demonstrativ gebraucht werden. Da liegen die Autoschlüssel mit dem Markenschild daran und großen Schlüsselanhängern offen herum - auch bei fremden Leuten, statt in die Tasche der Autobesitzer aufgeräumt zu werden. Oder die Fahrer halten sie in der Hand und klimpern ständig damit herum. Je größer die Wagen sind, um so auffälliger scheint mir dieses Verhalten. Die Autoschlüssel sind Hinweise auf die Autos und so Zeichen für die damit verbundene Statusmacht.

Der Schlüssel als Symbol hat ein lange Tradition⁵⁶. Er ist Instrument, das Zugang verschafft, er steht für Zugangs- Verfügungsgewalt und damit für Macht. So wird die Übergabe der Leitungsgewalt über die Kirche an den Hl. Petrus durch Christus symbolisch in einer Schlüsselübergabe dargestellt. Oder im Kriegsfall wurden früher bei Kapitulation einer Stadt die Schlüssel der Stadt bzw. der Stadtkasse an die Besatzungsmacht übergeben. Im Faschingsbrauch, wenn die Narren das städtische Regiment im Rathaus übernehmen, eignen sie sich symbolisch die Stadtschlüssel und vor allem die Schlüssel zur Stadtkasse an. Das Bild

⁵⁶ Siehe Korff, G. u.a. (Hrsg.): 13 Dinge. 1992. Darin: Schlüssel. S. 37 - 50. Hier sind die wichtigsten symbolischen Bedeutungen von Schlüsseln angerissen.

vom Schlüssel zum Glück ist ganz abstrakt: Hier gibt es kein konkretes Schloß mehr zum Schlüssel, sondern der Schlüssel steht nur noch für Zugang als solchen.

Meine Gesprächspartner betonten übereinstimmend die ganz konkrete Seite, daß man einfach ohne Schlüssel nicht herein kann, die die Basis aller symbolischen Schlüsselbedeutungen ist. Frau Müller (13) aber wünscht sich bei den drei Dingen einen "kleinen Schlüssel, Wunschlüssel, daß ma mit den Behörden besser zurecht kommt" (13). Für ihre Tierschutzarbeit ist die Auseinandersetzung mit Behörden ein zentrales Problem. Das bringt sie im Bild des Schlüssels auf den Punkt.

Immer wieder erzählte ich meinen Gesprächspartnern vom großen Schlüsselbund meines Vaters. Er hat stets einen riesigen Schlüsselbund in der Hosentasche mit Schlüsseln für alle Türen im Haus. Ihn gibt er nur im größten Notfall aus der Hand. Wegen dieses Schlüsselbundes gibt es einen ständigen Kleinkrieg mit seiner Frau, weil er so groß ist, daß er alle Hosensäcke sprengt. Aber von diesem Schlüsselbund läßt er nicht ab. Es hängen daran auch Schlüssel, die er nicht so häufig braucht. Für mich aus der Kind-Perspektive war dieser Schlüsselbund verbunden mit der Beharrlichkeit, mit der mein Vater an ihm festhält, Zeichen für den Hausvater mit der Schlüsselgewalt. Sowie die Beschließerin als Herrin eines Haushaltes einen Schlüssel als Zeichen hat.

Auf diesen Zeichencharakter gingen die Interviewpartner aber trotz meiner Anregung in diese Richtung nicht ein. Liegt das daran, daß man solch zeichenhafte Bedeutungen normalerweise nicht deutlich ausspricht, sondern der "Sprache der Dinge" überläßt?

d) Ausweis und Papiere

Zu Ausweisen und Papieren finden sich von 29 der insgesamt 31 Gesprächspartnern Äußerungen⁵⁷, d.h. fast von allen. Sie sind im Gegensatz zu den vorigen Punkten recht homogen. Übereinstimmend zählen alle Befragten den Ausweis zu ihrer Grundausrüstung. Häufig erzählten sie, er komme immer mit, wenn sie aus dem Haus gingen: "Den braucht ma ja immer." (20) oder "... is eigentlich selbstverständlich, daß ma seine Ausweispapiere dabei hat." (19) Die Interviewpartner haben die gesetzliche Vorschrift⁵⁸, einen Ausweis zu besitzen bis in den Alltagsgebrauch hinein verinnerlicht.

Dabei mag auch die lange bürokratische Tradition in Deutschland eine Rolle spielen. Im "Hauptmann von Köpenick" formte Carl Zuckmayer 1931 zur Posse, wie jemand nicht leben kann ohne amtliche Papiere. Er selbst nannte dieses Stück "ein deutsches Märchen"⁵⁹. Erfahrungen der Nachkriegszeit spielen wohl bei den Gesprächspartnern eine Rolle, die im Verlustfall einen Mißbrauch ihrer Ausweispapiere befürchteten. Herr Berger, ein 62-jähriger Rentner erzählte:

"Mir gehts bloß uman Reisepaß. Net daß da oaner Unfug treibt auf mein Nama, oder was. ... und vielleicht also ich bin früher scho eifers ind Behördn

⁵⁷ Zur Reichweite dieser Zusammenstellung siehe Anmerkung **Fehler! Nur Hauptdokument.**

Aspekte der Aussagen zu Ausweis und Papieren:

- Der Ausweis ist außer Haus immer dabei. (1, 2, 3, 4, 5, 8, 10, 15, 16, 17, 25, 26, 28, 29, 30) 15
- Die Wiederbeschaffung erfordert viel Mühe, Zeit und Geld. (2, 5, 9, 10, 12, 14, 20, 22, 23, 24, 30) 11
- Der Ausweis dient dem Nachweis der Identität, wenn etwas passiert. (5, 10, 14, 15, 16, 21, 28, 29, 31) 9
- Der Ausweis soll gesundheitliche Informationen enthalten. (15, 20, 21) 3
- Der Ausweis gehört zu den wenigen Dingen, die auch Männer immer dabei haben. (15, 20, 21, 21m, 23, 25, 30) 7
- Im Ausland braucht man einen Ausweis. (2, 7, 17, 24) 4
- Ich treffe besondere Sicherheitsvorkehrungen, weil der Ausweis so wichtig ist. (2, 3, 8, 24) 4
- Im Verlustfall besteht die Gefahr des Mißbrauchs. (9, 19, 22, 25) 4
- Unter den 3 Wunschdingen gewünscht (5, 9, 19, 20) 4
- Ich nehme den Ausweis mit, wenn ich in die Stadt zum Einkaufen gehe. (7, 20, 23) 3
- Man braucht den Ausweis zum U-Bahn fahren. (1, 23) 2
- Der Ausweis ist etwas Privates. (16, 30) 2
- Für den Ausweis ist eine Tasche nötig. (20) 1
- Einen Ausweis gibt man Kindern nicht in die Hand. (25) 1

⁵⁸ § 1 Gesetz über Personalausweise (Bundesgesetzblatt, I S, 548): Ausweispflicht.

"(1) Deutsche im Sinne des Artikels 116 Abs. 1 des Grundgesetzes, die das 16. Lebensjahr vollendet haben und nach den Vorschriften der Landesmeldegesetze der allgemeinen Meldepflicht unterliegen, sind verpflichtet, einen Personalausweis zu besitzen und ihn auf Verlangen einer zur Prüfung der Personalien ermächtigten Behörde vorzulegen;" und

Art. 13 Bayerisches Polizeiaufgabengesetz: Identitätsfeststellung

"(1) Die Polizei kann die Identität einer Person feststellen. ... (2) Sie kann ... verlangen, daß er die mitgeführten Ausweispapiere zur Prüfung aushändigt."

⁵⁹ Zitiert nach Glaser, H. u.a.: Wege der deutschen Literatur. 1984. S. 387.

gwen, weil i oft au da gorbat hab. Da werd ma ja oft dann au dumm gfragt, ob ma des verkauft hat, weil ma ja vielleicht irgend ein helfen muß oder was."
(9)

(9) Die Gesprächspartner (9, 19, 22), die solche Ängste äußerten, standen alle in der zweiten Lebenshälfte. Für die jüngeren Befragten war dies kein Thema. Wiederbeschaffung verlorener Papiere scheint für sie jederzeit möglich. Hier zeigen sich in einer alltäglichen Grundeinstellung Unterschiede zwischen den Generationen: Während die älteren Generationen auf Grund von Kriegs- und Nachkriegserfahrungen eher auf Nummer sicher gehen und die Orderen staatlicher Gewalt genau befolgen - bis ins alltägliche Leben hinein, weil nie ganz sicher ist, ob sie auch gut für den Einzelnen sind, sind die jüngeren Friedens- und Wohlstandsgenerationen dagegen eher von einem grundsätzlicheren Vertrauen auf die Sicherheit in einem festen Staatsgebilde getragen.

Aber alle betonten, besonders auf meine Frage, was z.B. bei einem Diebstahl ihrer Tasche der größte Verlust wäre, die Mühen, den Zeitaufwand und die Kosten der Wiederbeschaffung von Ausweispapieren. Für diesen bürokratischen Vorgang tauchen teilweise farbige Formulierungen auf, wie z.B. "wäre wieder blöd, weil des viele Behördengänge sind" (23), "Da wär ma a armer Tropf." (2), "Rennerei" (14), "halt mühsam" (12), "viel Lauferei" (5, 9, 24) oder "Babierkrieg" (2). Auf alle Fälle wird das für recht mühsam gehalten.

Als Grund, warum man immer seinen Ausweis dabei haben soll, gaben einige Gesprächspartner an, daß man in Notfällen die Identität nachweisen könne. Frau Kurz (28) erzählte dazu als Beleg folgendes Erlebnis:

"Mir is es im Schloßpark drausn passiert, daß eine äh Dame äh is Herzinfarkt, war sofort tot. Und die hat Gott sei Dank an Ausweis in der Tasche ghabt, so daß man wußte, wen ma verständigen muß." (28)

Besonders die Älteren unter den Interviewpartnern legen Wert darauf, ihre Adresse oder die ihrer Angehörigen dabei zu haben. Ein Frau (21m) hat ein deutliche, allerdings recht drastische Vorstellung von einem möglichen Notfall:

"Ma kann ja dann mal irgendwo zsamgfahrn wern. Ma verliert den Verstand und niemand weiß, wo ma hingehört, ... Also immer soll ma n Ausweis dabei ham, daß ma weiß wo ma hingehört, gal." (21m)

Die Gesprächspartner, die verlangten, man solle Ausweise mit Gesundheitsinformationen, wie z.B. einen Zuckertest für Diabetiker oder einen Allergiepaß für Allergiker dabei haben, benötigten selbst solche.

Dieses insgesamt recht einheitliche Bild der Aussagen zum Thema Ausweis in der Tasche ergibt sich aus einem gesellschaftlichen Konsens über die wichtige Bedeutung der Identitätspapiere.

e) **Hygienedinge: Taschentücher und Taschenkamm**

An Häufigkeit der Nennungen folgen Taschentücher gleich nach den Schlüsseln. Immerhin ein Drittel der Befragten machten auch Aussagen zu Taschentüchern. Diese sind allerdings alle sehr kurz. Es ist mehr die Erwähnung. Selten wird begründet, warum man ein Taschentuch dabei hat. Es gehört einfach zur Minimalausrüstung. Es ist selbstverständlich, daß jeder immer ein Taschentuch dabei hat.

Genauso wenig kommentiert ist der Kamm in der Tasche. 10 mal wurde er aufgezählt unter den Dingen, die immer dabei sind, aber auch von 10 Personen im Gespräch besprochen⁶⁰. Als grundlegendes Requisit der Körperpflege ist auch er einfach selbstverständlich. Bei einigen Frauen gehört er zur kosmetischen Grundausstattung mit Spiegel und Lippenstift zusammen. Und auch Männer haben oft einen Kamm. Er steht für ein Minimum an Körperpflege.

Der Kamm ist ja auch ein Taschenspezialrequisit. Ihn gibt es schon lange in der Form des Taschenkamms: schmale, flache Kämmen mit einer enganliegenden Hülle. Sie sind geschlechtsneutral. Meinen Beobachtungen nach sind sie weit verbreitet, junge Menschen bevorzugen aber eher modischerere Formen. Damit ist schon alles und mehr gesagt, als die Gesprächspartner äußerten. Kamm und besonders Taschentücher scheinen aber durchaus wichtig zu sein, nachdem sie so häufig erwähnt wurden. Woher kommt diese Bedeutung?

Vielleicht hilft die Frage nach dem Gebrauch weiter: Wie geht man mit Kamm und Taschentüchern um? Oft ist zu beobachten, daß jemand kurz bevor "es ernst wird" den Kamm aus der Tasche zieht und sich zurecht macht. Dies ist meist ein festes Ritual: Ein Spiegel ist nicht unbedingt nötig. Und oft ist derjenige gar nicht verstrubbelt. Das Kämmen allein ist schon wichtig. Dazu kann auch gehören, sich noch schnell die Nase zu putzen und das Gesicht abzutupfen. Taschentücher lassen sich darüber hinaus multifunktional verwenden, um irgendwelchen Dreck abzuwischen von der Nase, aus dem Gesicht, von den Händen statt der speziellen Erfrischungstüchlein, von der Brille statt eines Brillenputztüchleins, von der Kleidung oder überhaupt der Umgebung. Taschentücher können auch weiter aufspezialisierte Hygienedinge ersetzen wie Toilettenpapier oder Kosmetiktüchlein.

Taschentücher können also dazu dienen, jede Art von Dreck und körperlicher Ausscheidungen unsichtbar zu machen, zu-Rechtzurücken, nach dem Recht/allgemeinen Regeln zu formen. Taschenkamm und Taschentücher können so für die Ordnung mit sich selbst stehen, und damit auch für Selbsteinordnung des

⁶⁰ Zur Reichweite dieser Zusammenstellung siehe Anmerkung **Fehler! Nur Hauptdokument.**

Aspekte der Aussagen zum Kamm in der Tasche:

- Ein Kamm gehört zur kosmetischen Grundausstattung für Frauen neben Lippenstift und Spiegel. (10, 12, 23)
- Spiegel und Kamm gehören einfach in eine Tasche. (5, 18, 20, 31) 4
- Ein Kamm gehört zum kosmetischen Minimum selbst für Männer. (9, 10, 21, 25, 30) 5.

eigenen Körpers unter die Regeln einer zivilisierten Gesellschaft⁶¹, die körperliche Äußerungen weitgehend unterdrückt. Kinder müssen dieses an-ständige Verhalten der Selbstkontrolle körperlicher Äußerungen erst lernen, das sich die westliche Kultur seit der Neuzeit immer mehr zu Selbstzwängen verinnerlicht hat. Wer aber als Erwachsener heute sich nicht die Nase sauber hält, gilt als grob ungezogen. Der Besitz eines Taschentuches, der im 16. Jahrhundert noch als Zeichen der Distinktion höfischer Schichten galt, ist heute allgemeiner Standart - natürlich geworden. Taschentuch und Tasche sind zur festen Einheit verschmolzen. Das im Vergleich zu den ausdifferenzierten, oben aufgeführten verschiedenen Hygienetüchlein, unspezifische (Papier)Taschentuch in der Tasche sichert einen Minimalstandart an allzeit verfügbarer Hygiene und Körperpflege.

f) Taschenmesser

Ein weiteres spezielles Ding für die Tasche ist das Taschenmesser. Elf der Interviewpartner sprachen darüber⁶², aber nur fünf zählen es zu ihrer ständigen Ausrüstung. Im wesentlichen ging es den Interviewpartnern dabei um drei Aspekte. Sie betonten immer wieder, wie praktisch ein Taschenmesser sei zum Brotzeit-machen. Mit diesem vielseitig verwendbaren Universalwerkzeug läßt sich dem Grundbedürfniss nach Essen nachkommen. Einige der Gesprächspartner gingen da gar so weit es deshalb ihr "Überlebensmesser" (8) zu nennen. Diese Funktion kann es auch an einem typischen Ort besonders gut erfüllen. Die Gesprächspartner nannten z.B. beim Zelten (8), während eines Überlebenstrainings an der Isar (15), bei Spaziergängen (20), beim Campen (23) oder auf Bergwanderungen (28). Das Taschenmesser ist also wichtig, wenn man in der Natur ist. Auch der dritte Aspekt hängt meiner Meinung nach damit zusammen: Herr Waigel (16) erzählte von den Träumen seiner Kindheit: "Ohne Taschenmesser war ma kein Bub." (16) Oder ein Herr im Rentenalter meinte: "Herrschaftseitn, Mensch Meier, des is doch was Ecklhafts, a Mannsbild ohne Messer. Des is doch gar nix." (19) Hier ist ein Messer Männlichkeitszeichen. Steht da nicht etwas von dem Bild des gegen die Gewalten der Natur kämpfenden Mannes dahinter?

Ein Messer hat etwas Elementares: In unserer Vorstellung ist es Urwerkzeug und Urwaffe. Kein anderes Küchenwerkzeug ist auch heute noch so wichtig, wie

⁶¹ Norbert Elias betrachtet auch das Schneuzen als einen Indikator im Zivilisationsprozess. Siehe dazu das Kapitel "Über das Schneuzen". In: Elias, N.: Über den Prozeß der Zivilisation. Bd. 1. 1992. S. 194 - 207.

⁶² Zur Reichweite dieser Zusammenstellung siehe Anmerkung **Fehler! Nur Hauptdokument.** Aspekte der Aussagen zum Taschenmesser:

- Es ist gut. (1) 1
- Es dient zum Überleben/Essen richten. (8, 15, 22, 23, 28) 5
- Es ist etwas zum in der Natur sein. (8, 15, 20, 28) 4
- Es ist ein Handwerkszeug. (8, 13) 2
- Es gehört zu einem richtigen Buben. (16, 22) 2
- Es ist ein Männlichkeitszeichen. (2, 19, 20) 3.

das Messer. Und gerade der globetrotzende Koch unter meinen Gesprächspartnern verknüpfte diese Urvorstellung mit seinem Beruf: Fürs Biwakieren wünscht er sich sein Messer, er nennt es seinen "primären Lebensberuf" (8). Wenn er so unterwegs ist, sagt er von sich: "Ja, da bin ich in mein Element." (8) Und als ich ihn nach seiner ersten oder wichtigsten Tasche fragte, erzählte er von einem Koffer, "wo alle Kochmesser drin saßen". Sie sind über die Berufsjahre immer mehr geworden und haben seinen Werdegang begleitet, "aber es waren immer die gleichen". Von dieser Tasche sagt er: Sie ist "von sehr großer Bedeutung, denn das ist mein Leben."

Historisch gesehen zeichnete ein Messer einen waffenfähigen Mann aus. Es war das Recht freier Bauern, ein Messer zu tragen. Auf den Bauerndarstellungen der Renaissancezeit, z.B. den Monatsstichen von Sebald Beham, ist ein Bauer durch ein großes Messer im Gürtel gekennzeichnet. Heute findet sich dieses Messer noch als Trachtenattribut zur bayerischen Lederhose.

Diese alten Vorstellungen sind eingeflossen in das Messer als Männlichkeitszeichen. Wohl nicht umsonst haben gerade Taschenmesser eine so konservative Form. Das altbewährte Schweizer Taschenmesser mit den vielen Einzelgeräten gibt es schon jahrzehntelang in immer gleicher Form. Es bietet damit auch in städtischer Umgebung eine Waffe und Werkzeug für viele Notfälle. Immer wieder konnte ich beobachten, wie gerade Männer damit demonstrativ vor Publikum agieren und kokettieren: Sie können damit Dosen und Flaschen öffnen und damit manchmal ein bißchen Prinz und Retter spielen. Das Taschenmesser ist so auch partyfähig.

Ein Taschenmesser hat in erster Linie eine hauptsächlich praktische Funktion, derer sich beide Geschlechter bedienen können. Dies soll ihm natürlich nicht abgesprochen werden. Aber auf einer symbolischen Ebene kann es auch heute noch Urwaffe und Urwerkzeug sein, Verkörperung von Sehnsüchten nach Natur, allerdings weitgehend zurückgedrängt in kulturell festgeformte und eingeschränkte Räume des Naturerlebens.

3. Taschenbilder: Der Spezialfall Fotos

Neben den Dingen, die häufig mitgetragen werden, sollen hier auch Fotos in der Tasche besprochen werden. Sie sind ein Spezialfall: Nur sieben der Interviewpartner sagten, sie hätten normalerweise immer Fotos in ihrer Tasche dabei. Aber fast alle Gesprächspartner äußerten sich⁶³, oft ziemlich ausführlich,

⁶³ Zur Reichweite dieser Zusammenstellung siehe Anmerkung **Fehler! Nur Hauptdokument.**

Aspekte der Aussagen zu Fotos:

- Ich habe normalerweise immer Fotos in der Tasche dabei. (2, 5, 7, 11, 15, 20, 22) 7
- Ich habe normalerweise keine Fotos dabei. (3, 4, 8, 10, 12, 13, 16, 17, 18, 19, 21, 21m, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31) 21
- Fotos sind mir in irgendeiner Form wichtig. (2, 5, 7, 9, 10, 11, 12, 13, 15, 17, 20, 22, 23, 24, 26, 27, 28, 29, 31) 19
- Fotos sind etwas Persönliches. (2, 16, 20) 3
- Fotos sind nichts Persönliches. (17, 30) 2
- Beim Stichwort Fotos denke ich an Familie. (9, 13, 17, 23) 4

zum Aussehen der Fotos:

- Die Informationsmenge auf einem Bild ist wichtig. (29) 1

- Ich habe in der Tasche dabei, Fotos von:

Kindern (5, 7, 11, 20, 22) 5

Freund oder Ehepartner (2, 15, 20, 22) 4

Familienfotos (2, 15) 2

alte Bilder (2, 20) 2

Heimat meiner Frau (22) 1

Haustiere (2) 1

dem, was gerade wichtig ist (11) 1

- Bei der Frage, nach dem Warum des Umgangs mit Fotos kam eine deutliche Sprechgrenze. (5, 26) 2

- Ich meine, daß Männer weniger Fotos dabeihaben, als Frauen. (7, 16) 2

Bedeutung von Fotos:

- Sie sind daheim (im Album). (13, 21, 23, 26, 28, 29, 30) 7

- Fotos dabei zuhaben, stört mich. (16, 26, 30) 3

- Meine Familie ist nahe, deshalb brauche ich keine Fotos dabeizuhaben. (21, 24) 2

- Ich habe keine Fotos dabei, weil ich sie wegen meiner schlechten Augen nicht sehen kann. (27, 28) 2

- Sie brauchen zuviel Platz in der Tasche. (13) 1

- Bei den drei Wunschdingen wünsche ich Fotos. (7, 13, 26) 3

- Fotos sind mir zu kostbar zum Rumtragen. (3, 29) 2

- Ich hänge an den Fotos in meiner Tasche. (2, 20) 2

- Diese speziellen Fotos habe ich schon immer dabei. (2, 20) 2

- Bei einem Verlust der Tasche, sind die Fotos kostbar. (2, 20)

- Meine alten Kinderbilder sind mir wichtig. (23) 1

- Meine Fotos sind für mich Erinnerungen. (29) 1

Anschauen der Fotos:

- Der Gesprächspartner zeigte während des Interviews Belegfotos. (10, 27, 28, 29) 4

- Ich brauche sie nicht anzuschauen, weil ich sie im Kopf habe. (20, 26, 28) 3

- Fotos schaue ich zu Hause an. (13, 23, 29) 3

- Ich zeige manchmal, wenn das Gespräch darauf kommt, in Gesellschaft Fotos. (7, 11) 2

- Manchmal zeige ich gezielt Fotos. (12, 17) 2

- Ich sehe meine Fotos, wenn ich die Tasche öffne. (2, 20) 2

- Fotos-Anschauen bringt mir Entspannung. (13, 29) 2

- Ich zeige Fotos eigentlich nicht her. (20) 1

- Fotos-Anschauen tut mir weh, weil es mich so rührt. (26) 1

- Wenn ich Sehnsucht nach meiner, von mir getrennten Familie habe, schaue ich ihre Fotos

über Fotos in der Tasche und davon ausgehend über ihren Umgang mit Fotos. 19 der Interviewpartner meinten, Fotos seien ihnen wichtig, oder sie berichteten vom intensiven Gebrauch ihrer Fotos.

Welche Aspekte besprachen die Interviewpartner dabei? Ging es ihnen eher um die Fotos als solche, und was darauf abgeleitet ist? Oder erzählten sie eher vom Umgang mit den Bildern? Welche Bedeutung haben ihre Fotos für die Gesprächspartner? Gibt es dabei eine Normalvorstellung von Fotos und dem Umgang damit oder dominieren individuell geprägte Formen? Was ist dabei sprachlich ausdrückbar, und wo liegen die Grenzen der Ausdrucksfähigkeit im Medium Sprache?

Auffällig ist, daß alle Gesprächspartner, die von sich sagten, sie hätten immer Fotos in der Tasche, Bilder von ihren Kindern, Partnern oder sonstigen Familienmitgliedern mit sich trugen. Vier weitere Interviewpartner brachten auf die Frage nach Fotos spontan das Stichwort Familie. Noch zwei andere Frauen meinten, daß sie keine Fotos dabeizuhaben bräuchten, weil ihre Familie in der Nähe wohne. Das waren beides ältere Damen, die erst vor kurzem in die Nähe ihrer Familienangehörigen umgezogen waren. Von diesen Gesprächspartnern begründeten auch zwei, warum ein Verlust der Tasche, besonders wegen des Verlusts der Fotos, schwerwiegend sei, "weil es isch d Familie." (2) Und von den 19 Interviewpartnern, die Fotos in irgendeiner Form wichtig fanden, oder erzählten, wie sie intensiv damit umgehen, beschäftigten sich nur vier nicht mit Familienbildern. Drei dieser vier sind kinderlos. Die meisten Gesprächspartner verbanden mit meiner Frage nach Fotos automatisch Familienfotos. Unter den Interviewpartnern fand sich also weitgehend die Vorerwartung, Fotos in der Tasche sind Familienfotos.

Haben dann also Mitglieder von Familien, z.B. Mütter kleiner Kinder solche Familienfotos dabei? Im Sample der 31 Interviewpartner waren nur acht Mitglieder (12, 16, 17, 18, 21, 22, 23) geschlossener Kleinfamilien enthalten und ein Teenager. Keiner von ihnen ist bei der Gruppe, die Fotos in der Tasche mit sich trägt. Frau Huber, eine Mutter dreier Töchter, stellte selbst auf die Frage, ob sie Fotos dabei habe, ohne daß ich nach Kinderbildern gefragt hätte, verwundert fest: "Gar net. Ne, des is lustig. Ja, obwohl ich hät ja genug Kinder, sag i, drei Kinder hab i, aber i hab kei, nie Bilder von meine Kinder und auch nie Bilder vom Mann dabei." (23) Aus welchen Familienverhältnissen kommen dann diejenigen, denen die Familie so wichtig ist, daß sie sie dabeihaben? Welche Bedeutung hat für sie Familie? Das läßt sich nicht allein aus statistischen Daten schließen. Erst das je eigene Lebensschicksal erschließt das.

Als erste ist Hanni (2) zu nennen, eine 53-jährige ledige Buchhalterin. Sie hat Bilder ihrer Familie so gestaffelt im Geldbeutel angeordnet, daß sie alle auf einen

an. (22) 1

- Fotos-Anschauen bringt mir Trost, wenn ich traurig und gelangweilt bin. (29) 1.

Blick übersehen kann. Bis zum Tod ihrer Eltern hat sie mit ihnen zusammengelebt und sie betreut. Seit 16 Jahren bewohnt sie nun allein eine Wohnung. Immer wieder sucht sie sich alte Menschen, die sie betreuen kann. Wenn sie von den Gewohnheiten anderer erzählt, muß sie sich immer wieder von Verheirateten oder Familien abgrenzen. Als Ledige meint sie: "Ja, doppelt net, aber die müasen halt des tragen, was sonst da Mann trägt." (2) Gleich im nächsten Absatz erzählt sie von ihrer wichtigen Funktion, wenn sie im Familienclan immer aushelfen kann. Auch sonst engagiert sie sich in verschiedenen Lebensbereichen so intensiv, daß sie dort dringend gebraucht wird. Sie hat im Hinterkopf das Modell eines weiblichen Normallebenslaufes, bei dem sie in ihrem Alter verheiratet wäre. Man könnte also ihren Umgang mit Fotos aus ihrer Lebenssituation und Grundeinstellung so interpretieren, daß die Fotos der Familie genau für das stehen, was sie als Mangel empfindet.

Die nächste Frau (5) hat zwei erwachsene, studierende Kinder, die gerade noch bei ihr wohnen. Sie war verheiratet, lebt aber schon lange dauernd getrennt von ihrem Mann. Bei den Dingen, die sie gerne dabei hätte, wiesen einige auf ihre religiöse Einstellung hin: Sie wünschte sich immer eine Bibel und ihre "Sprüche" dabeizuhaben. Am Revers trug sie eine Brosche mit dem Christusfisch. Von ihrer persönlichen Lebenslage und vor allem, wie sie diese einschätzt, erzählte sie von sich aus im Interview kaum etwas. So kann ich nur vermuten, daß es ihr, bei ihrer religiösen Einstellung, als Mangel und Schuld vorkommen könnte, daß ihre Familie nicht vollständig ist.

Um eine geschlossene Familie geht es bei Frau Kinker (7) nicht direkt. Sie lebt als geschiedene Frau mit ihrer jugendlichen Tochter zusammen. Das ganze Interview wird beherrscht vom Thema "Vorfall". Davon kann sie kaum direkt sprechen. Dieser Vorfall war offenbar eine Vergewaltigung. Männer sind für sie ein Reizthema, das nur mit großer Vorsicht angesprochen werden kann. Gerade bei Fotos meinte sie, in einer Runde nur mit Frauen würde sie auch mal Fotos herzeigen. Entgegen dem negativ belasteten Verhältnis zu Männern ist ihr die Beziehung zu ihrer Tochter besonders wichtig. Sie ist für sie zentraler Lebensinhalt. Besonders beim Sprechen über Geld zeigte sich ein grundsätzliches Mißtrauen in ihre Umwelt. Dagegen betont sie um so mehr das Vertrauensverhältnis zu ihrer Tochter. Ihr Bild ist ihr über alles andere in der Tasche hinaus wichtig. So könnte man interpretieren, daß die Beziehung zu ihrer Tochter Ersatz und Ausgleich für sonstige familiäre Beziehungen sein soll.

Auch die folgende Frau (11) ist geschieden. Sie sagt von sich, sie lebt "im Sinn der modernen emanzipierten Frauen". Ganz besonders betont sie ihre "Frauenarbeit". Klar erklärte sie das nicht. Ich nehme an, das ist eine Art Psychotherapie auf eigene Faust. Davon hat sie auch Fotos dabei, die sie mir zeigte. Sie bildeten nackte Frauen ab. Daneben zeigte sie mir noch Fotos ihrer erwachsenen Töchter mit Babybäuchen kurz vor der Geburt. Geschlechtlichkeit und

das Zusammenleben der verschiedenen Geschlechter ist offenbar ein Problem dieser Frau.

Die nächste Frau (15) ist wiederum geschieden. Sie bezeichnete sich selbst aber als "ledig", weil ihre Ehe schon so lange zurückliegt. Sie hat schon viele Jahre einen festen Freund. Sein Bild trägt sie in der Tasche mit sich. Er lebt nicht mit ihr in einer Wohnung, aber im Foto ist er doch immer da.

Von Frau Mayer (20) habe ich das ganze Interview als Fallbeispiel vorgestellt (siehe II.2.). Sie trägt Kinderbilder ihrer beiden, inzwischen erwachsenen Söhne und das Sterbebildchen ihres Mannes mit sich. Als sie von ihrer Familie, besonders der Kinderzeit ihrer Jungen erzählte, blühte sie richtig auf. Als Frau ohne Beruf definiert sie sich weitgehend über ihren Mann und ihre Familie. Nachdem der Mann nun gestorben ist und ihre Söhne aus dem Haus sind, muß sie sich eine neue Identität aufbauen. Sie befindet sich an einer Umbruchstelle ihrer Lebensgeschichte. In den Fotos ist die Familie noch vollständig. Sogar die Kinder sind noch klein. Gerade diese Bilder sind ihr ans Herz gewachsen, sie kommen in jeden neuen Geldbeutel. Wichtig ist für sie, daß es gerade immer diese Bilder sind, daß es immer gleich ist. Sie können für ein Stück Kontinuität und heile Vergangenheit in Zeiten des Umbruchs stehen.

Zum Abschluß der Gruppe derer, die Bilder mit sich tragen, steht ein Mann. Er arbeitet als Bauarbeiter auf Montage. Deshalb ist er die Woche über von seiner Frau und den kleinen Kindern getrennt. Er erzählt:

"ja so a kleins Bilderalbum hab ich dabei. Des schau i mir ab und zu an, weil die Woch is doch lang, wenn ma von der Frau und der Familie getrennt is. Nä, wenn ich Sehnsucht hab, na schau ichs halt an, na." (22)

Immer wieder betonte er, wie glücklich seine Ehe mit einer philippinischen Frau ist, obwohl das gar nicht Thema des Gesprächs war. Aber offensichtlich hat er schon schlechte Erfahrungen hinter sich, denn ganz zum Schluß des Gesprächs erzählte er noch, daß er schon mehrmals verheiratet war und für einige Kinder Unterhalt zahlen muß.

So ist für jeden einzelnen dieser Gruppe von sieben Personen, die angaben, immer Fotos mit sich zu tragen, Familie in je eigener Form ein Problem. Keiner von ihnen gehört zu einer geschlossenen Kleinfamilie, die immer noch als das normale Familienmodell in den Köpfen besteht. Gerade sie, die in einer "familienfernen" Konstellation leben, tragen die Bilder der Familie immer nahe bei sich. Die Fotobilder der Familie vervollständigen so das Familien-Bild im Kopf.

Solch eine geistige Transaktion ist nur möglich, wenn die Benutzer die fotografierten Personen in den Bildern "wirklich" repräsentiert sehen. Voraussetzung dafür ist der, der Fotografie allgemein unterstellte Realismus. So kann ein Betrachter seine für objektiv gehaltene Sicht der Wirklichkeit, objektiv in

den Fotos zu erkennen glauben⁶⁴. Dies ist wohl wieder einer der ganz selbstverständlichen Punkte, daß ein Foto die abgebildete Person real darstellt. Denn bis auf eine Ausnahme, war die Art und Qualität der Fotos für die Interviewpartner kein Thema. Das Verhältnis von abgebildeter Wirklichkeit zu Abbild ist dabei als 1:1, identisch gesehen. Welche Intensität die Gleichsetzung von Bild und abgebildeter Person im Umgang mit den Fotos erreichen kann, zeigt das Beispiel von Frau Schulze, der mit 96 Jahren ältesten Interviewpartnerin: Auf die Frage nach drei Wunschdingen, die sie immer gerne dabeihaben möchte, wünschte sie sich das Foto ihrer Mutter. Da fragte ich weiter, ob sie dieses in ihrem Zimmer aufgehängt habe. Darauf antwortete Frau Schulze:

"G: Ja, aber nicht aufgehängt. Ich könnte se nicht täglich sehn.

M: Warum nicht?

G: Weil ma des zu weh däte, ... Nja. Da kommen mir gleich die Tränen. Da da hab ich das ebn (hustet)

M: Ham ses in der Schublade verwahrt?

G: Ja, hab ich guat verwahrt.

M: Und wann schau sie des dann an, des Foto?

G: Manchmal, manchmal nicht. Ich habs ja im Kopf." (26)

Ihre Mutter nennt diese alte Dame "ihr liebstes Wesen auf der Welt". Zentrales, von ihr selbst vorgegebenes Thema des ganzen Interviews, war die Einsamkeit im Alter und ihre fehlenden sozialen Kontakte. Das Bild der Mutter steht für eine heile Zeit im Leben von Frau Schulze, in der sie aufgehoben war, in der Mutter-Kind-Beziehung, ohne selbst für diese Beziehung etwas tun zu müssen. Es war nämlich auffällig, daß sie im Gegensatz zu anderen Altenheimbewohnern nur klagte über ihre Einsamkeit, aber nichts von ihren Kontaktbemühungen erzählte.

Ein Foto ist für diese Art der Erinnerung gut geeignet. Es hält einen Moment im stetigen Fluß der Zeit fest. Diese Momentaufnahme scheint ihn so vor der dahinfließenden Zeit zu retten. Das Foto kann, "dazu verwendet (werden), eine Beziehung zu etwas herzustellen, was zu zerstören die historische Zeit kein Recht hat. ... Jede Photographie ist ein möglicher Beitrag zur Geschichte und jede Photographie kann - unter bestimmten Umständen - verwendet werden, um das Monopol zu brechen, das die Geschichte heute an der Zeit hat."⁶⁵, wie John Berger formuliert.

Das Foto ihrer Mutter ist für diese Dame der wichtigste Gegenstand in ihrem Zimmer. Gleichzeitig muß sie es aber vor sich selbst in einer Schublade verstecken,

⁶⁴ "... Indem sie (=die gesellschaftliche Definition der objektiven Sicht unserer Welt) der Photographie Realismus bescheinigt, bestärkt die Gesellschaft sich selbst in der tautologischen Gewißheit, daß ein Bild der Wirklichkeit, das der Vorstellung entspricht, die man sich von der Objektivität macht, tatsächlich objektiv ist."

Bourdieu, Pierre u.a.: Eine illegitime Kunst. 1981. S. 89.

⁶⁵ Berger/Mohr: Eine andere Art zu erzählen. 1984. S. 108 - 109.

weil es ihr körperlich "weh tut". Sie steht in der Spannung der Ambivalenz ihrer Gefühle. Das Foto bildet Vergangenes ab. Seine Betrachtung löst autobiographisches Wissen aus. Aber welcher Art ist solche Erinnerung, daß sie als so zwiespältig und schmerzlich erlebt werden kann? Joachim Kallinich beschreibt diese Gefühlslage: "Die Bilder lösen also ein Doppeltes aus: das vergangene, wie das gegenwärtige Gefühl zu den vergangenen Gefühlen."⁶⁶ Es sind schöne Erinnerungen, weil sie an eine schöne Zeit erinnern: an die Mutter und die heil geglaubte Zeit der Kindheit. Gleichzeitig sind es aber schmerzliche Erinnerungen, weil diese Zeit unwiederbringlich vorbei ist.

Ist es eine Lösung dieses Zwiespalts, daß Frau Schulze das Bild ihrer Mutter nicht mehr anschauen muß, weil sie es im Kopf hat? Sie sagt: "Das muß man, das hat man dann im Gefühl." (26) Das Bild der Mutter hat sich gelöst vom optisch greifbaren Foto und ist zum geistigen Bild geworden. Warum ist aber dann das konkrete Foto so wichtig? Es ermöglicht jederzeit das Auflebenlassen der durch das Foto immer neu objektivierten Wirklichkeit. Aber das Anschauen des Fotos ist auch immer neu schmerzlich. Nicht nur diese sehr alte Dame meinte, sie brauche ihre Fotos nicht anzuschauen, weil sie sie ja im Kopf hat. Auch Frau Mayer (20) sagte das von ihren Bildern in der Handtasche. Sie hat seit vielen Jahren immer die gleichen Fotos dabei. Die fast blinde Frau Kurz (28) im Altenheim, erzählte mir, sie brauche ihre Bilder gar nicht mitzutragen, weil sie sie im Kopf habe, aber aufgestellt sind sie immer. Von ihr könnte man sagen: Ihr Vorstellungs- und Erinnerungsvermögen ist durch ihre starke, lebenslange Sehbehinderung so geschärft, daß sie nicht mehr der optischen Krücken für ihre bildlich-geistige Erinnerung bedarf. Und eine andere blinde Dame im Altenheim zeigte mir die für sie ganz wichtigen, in ihrem Zimmer aufgestellten Fotografien. Das ist ein Porträtfoto von ihr und ein altes Bild ihres Elternhauses. In diesem Fall könnte das zu ihrer Selbstdarstellung für und vor Besuchern in ihrem Zimmer dienen.

Aber in den drei anderen Fällen bleibt die Frage: Warum sind die konkreten Fotos so wichtig, wenn sie nicht angeschaut werden oder als geistige Bilder ohnehin immer präsent sind? Eine mögliche Erklärung könnte sein, daß im Foto etwas von der abgebildeten Person materialisiert geglaubt wird und die Person quasi in ihrem Bild gegenwärtig ist. In solch einem Denken könnte ein Foto dann Reliquie und private Ikone in einem sein. Die der Fotografie unterstellte Realistik, dank der man meint, mit einem Foto einen Teil einer Person abbilden zu können, kann ein Foto zur Reliquie werden lassen. Und zugleich kann ein Foto dank dieser geglaubten Realistik als vera ikon - wahres Abbild⁶⁷ gelten. Die moderne Technik der Fotografie ersetzt so die getreue Wiederholung fester Typen, wie sie z.B. in der Ikonenmalerei gepflegt wurde. Ein Teil solcher Bildvorstellungen mag bis in den

⁶⁶ Kallinich, J.: "Fotos sind schön und schwer zugleich." Anmerkungen zu Fotografie und Lebensgeschichte. 1986. S. 294.

⁶⁷ Siehe dazu Belting, Hans: Bild und Kult. 1990.

heutigen alltäglichen Umgang mit Fotos hineinschwingen, aber vollständig erklären kann ich ihn nicht letztlich.

Bei all diesen Betrachtungen zu Fotos ging es bisher um Personenbilder. Sie stellen die Mehrheit der benutzten Fotografien. Einige Gesprächspartner erzählten auch von ihrem intensiven Umgang mit Bildern anderer Motive. Z.B. Frau Müller, die ihr ganzes Leben ihrer Tierschutzarbeit widmet, wünschte sich bei den drei Wunschdingen:

"Dabei hät ich eigentlich immer gern Fotos von sämtlichen Tiern, die ich habe und gehabt hab. ... Die sin zu Hause, die schaut ma halt dann an. Aber, sag mal es, des bringt Entspannung. Da weiß ma genau so und so, und den hat ma daher und dort gerettet und jedes Tier hat seine eigne Geschichte." (13)

In diesen Fotos ist für sie die Geschichte und Gegenwart ihrer lebensbestimmenden Tierschutzarbeit festgehalten. Sie setzt sich zusammen aus den je eigenen Geschichten der Rettung jedes einzelnen Tieres. Aber wichtig ist dabei eigentlich nicht das abgebildete Tier, sondern die damit verbundene Mühe und Leistung seiner Rettung. Das ist eine Bestätigung auf dem Weg der mühsamen Arbeit, daß schon etwas gelungen ist, daß sie grundsätzlich gelingen kann. So geht es nicht primär um das Fotomotiv, sondern um die durch die Erinnerung an eigene Leistung ausgelöste entspannende Befriedigung für die Betrachterin.

Die einzige meiner Gesprächspartner, die von sich aus vom Erinnerungswert ihrer Fotos sprach, war eine kinderlose Witwe (29) im Altenheim. Sie war es auch, die als einzige auf den Informationsgehalt ihrer Fotos bedacht war. Sie zeigte mir ihre Sammlung von Bergpostkarten. Bei jeder Fahrt mit ihrem verstorbenen Mann hat sie sich eine Ansichtskarte gekauft, auf der möglichst viel von der Landschaft zu sehen sein sollte. Von ihrer kostbaren Sammlung sagte sie:

G: Und da möcht ich auch keins missen, weil wenn ich oftmals, daß ich gar nicht weiß, was ich dun muß und bi sehr traurig und so, dann hol ich mir meine Bilder.

M: Und des hilft?

G: Ja. Die ja, da setzt ich dann da und h und ich hab so an Stoß äh, wir sind sehr viel fortgfahrn. Ich so an Stoß von de Bäße.

M: Mhm

G: Mit meinem Mann, gei.

M: Mhm

G: Und da denk i mir dann immer: Siehst du, da warst du, da warst du, da warst du auch und so. Also des des schaug ich mir dann an.

M: Ah ja, des is dann schön. Und da denkns dann an ihrn Mann?

G: Jja, da denk ich an die schönen Fahrtn. ...

G: Ja, die sin mir wichtig, weil, wenn da im Fernseh vom Österreicher oft was kommt. Und und dann na, des bin i die Glect - überall war ma. Und da bin i, da denk i mir immer: Oh, da warst du, da warst auch. Ah

M: Oh, des wissn sie noch alles! Des is ja gut.

G: Ja, ja. Da dut dann der einer der der da graue Herr da h der klingendes Östreich

M: Mhm

G: Und der der redt doch immer woanderst. Und da war i halt scho überall, gei. Wenn der redt. ...

G: Ja, ja. Mir ham scho sehr schöne Fahrtn gmacht. Wissns und des is, des is dann wieder eine eine Entspannung." (29)

Auch auf meine Nachfrage hin meinte sie, die Landschaftskarten seien ihr viel wichtiger, als die Photographien von Personen. An den Postkarten ist ihr auch nicht in erster Linie wichtig, daß sie dort mit ihrem Mann war, sondern sie betont immer wieder, daß sie alles vollständig gesehen hat. Die Fotos bezeugen, daß sie teil hatte an der Welt. Sie sind für sie zu Speichern ihrer schönen Erinnerungen geworden. Wenn sie die Orte, die sie ausgewählt und besucht hat, nun auch im öffentlichen Fernsehen sieht, kann ihr das die Freude des Wiedererkennens vermitteln. Und gleichzeitig sie selbst bestätigen, wenn das ihr Wichtige auch öffentlich anerkannt ist. Die Fotos sind dafür ein Beleg. Gemäß ihrem Charakter als Dokumente sollten sie auch möglichst viel an sachlichen Informationen über die besuchten Orte enthalten.

Diese beiden Gesprächspartner, die sich nicht mit Personenbildern beschäftigen, nutzen ihre Fotos, um sich selbst Bestätigung zu verschaffen. Wie ist das im Umgang mit Personenbildern? Sagt er etwas aus über das Verhältnis des Benutzers der Fotos zu den abgebildeten Personen, zur Familie? Alle Gesprächspartner, die etwas über das Anschauen ihrer Fotos erzählten, meinten, daß sie das für sich allein täten. Wenn sie Fotos anderen zeigen, dann geschieht das nur in seltenen Ausnahmesituationen. Sie erzählten auch kaum etwas über Bildinhalte, wenn, dann erwähnten sie sie nur kurz. Ist das bei den noch nicht als Beispiel besprochenen Gesprächspartnern, die mit Fotos intensiver umgehen, ganz anders? Warum sind ihnen Fotos wichtig?

Herr Berger (9), ein kinderloser Rentner, ist als Hobbyfotograf aktiv. Schöne Landschaften interessieren ihn besonders. Bilder, die ihm gut gelungen sind, sind für ihn wichtig. Frau Schmidt, eine junge Familienmutter (17), dokumentiert mit den Fotos die Entwicklung ihrer Kleinkinder. Ihr sind die Kinder wichtig, aber schon auch sie als Mutter. Frau Huber, eine Mutter von drei Töchtern (23), erzählt auf die Frage nach ganz persönlichen Dingen von den Bildern aus ihrer Kinderzeit, die sie sicher verschlossen hält. Sie stehen für ihre Personwerdung. Und schließlich Frau Bader (31) aus dem Altenheim: Sie hatte viele selbstgemachte Aufnahmen ihres Enkels. Aber sie betont besonders, wie sie für ihn "alles" getan habe, obwohl sie "von der Fürsorge nix" bekommen habe. Hier ist mit den Bildern vor allem auch ihre Leistung dokumentiert.

In all diesen Beispielen und auch in den schon vorher besprochenen haben die Fotos mehr mit der Person des Besitzers, als mit der des Abgebildeten zu tun. Gerade auch bei den sieben Gesprächspartnern, die immer Fotos in der Tasche

tragen, immer Familienfotos dabei haben, bestätigen die Fotos sie als Familienmenschen. Sie bekräftigen gerade einen Teil ihrer Lebensverhältnisse, der schwächer ausgeprägt ist oder in irgendeiner Form mit Problemen belegt ist. Die Fotos dienen den Interviewpartnern zur Selbstbestätigung. Personenbilder können aber für soziale Kontakt des einzelnen mit anderen stehen. Auch durch die anderen kann sich der einzelne bestätigen. So kann der Umgang mit Fotos einer Erweiterung des Selbst zu sozialer Identität⁶⁸ dienen. Die Fotos stehen unter den Dingen in der Tasche besonders für das je Eigene des einzelnen, können aber auch für seine Öffnung zur (Um-)Welt stehen.

Solch starkem Selbstbezug entspricht der methodische Zugang mit einer intensiven qualitativen Analyse des Umgangs mit Fotos vor der lebensgeschichtlichen Situation jedes Einzelnen.

4. Taschen für alle Lebenslagen

Nach den Vorstellungen von Taschen und den Dingen in der Tasche sollen nun auch einmal Taschen selbst ins Blickfeld rücken. Im ursprünglichen Interviewplan waren detaillierte Fragen nach dem Aussehen, der äußeren Form der Taschen der Gesprächspartner vorgesehen. Darauf kamen aber fast keine Antworten von den Interviewpartnern. Zur äußeren Beschreibung waren nur wenige ausgesprochene Ästhetiker und Taschenfans fähig. Die Mehrheit der Aussagen zur Form von Taschen und den verschiedenen Typen beschränkte sich auf solche wie z.B. "a guate Tasche, a guats Leder" (2) oder "Da gibts eben wirklich die schönen Taschen, die ja auch oft so total teuer sind." (1) Nur wenn die Form oder der Typ einer Tasche für die Gesprächspartner in ihrer je eigenen Lebensform und Lebenslage eine Rolle spielte, sprachen sie auch davon. So soll es in diesem Kapitel um die Taschen in allen Lebenslagen gehen: Welche Taschen wurden dabei häufig erwähnt? Aus welchem Grund? Mit welchen Anlässen sind, die für wichtig gehaltenen Taschen, verknüpft? Zuerst geht dabei der Blick mehr vom allgemeinen aus: Werden in den Interviews allgemeine Zeit- und Gesellschafterscheinungen deutlich? Dann schaue ich mit meinen Gesprächspartnern vom je einzelnen aus auf seine Taschen für jeden Anlaß.

a) Taschen für einen Zeit- und Lebensstil: Körbe und Rucksäcke

Die häufigsten in den Interviews erwähnten einzelnen Taschentypen waren Körbe und Rucksäcke. Acht Gesprächspartner machten Aussagen⁶⁹ zu Körben. Immer

⁶⁸ Siehe Bausinger, H.: Kulturelle Identität - Schlagwort und Wirklichkeit. In: Bausinger, H.(Hrsg.): Ausländer - Inländer. 1986. S. 141 - 159.

Bausinger, H.: Zur kulturalen Dimension von Identität. In: ZfV 73(1977). S. 210 - 215.

⁶⁹ Zur Reichweite dieser Zusammenstellung siehe Anmerkung (Fußnote:Reichw).

Aspekte der Aussagen zu Körben:

- Korb wurde erwähnt als Einkaufskorb. (1, 2, 5, 7, 12, 18) 6

- Ein Korb ist etwas Schönes. (1, 11, 23) 3

wieder erwähnten sie Körbe als Einkaufskörbe. In sie paßt viel Inhalt, somit sind sie als Transportmittel gut geeignet. Bei dieser festen Funktionszuschreibung waren sich die Interviewpartner einig. Damit sind auch die Räume der Benutzung vorgegeben: zum Einkaufen, zum Transport im Freizeitbereich, etwa im Auto, oder wenn man einen Besuch macht und etwas mitbringt. Die Funktion ist dabei immer wichtig. Körbe gelten nie, z.B. als elegant, um ihrer selbst willen. Sie werden für schön gehalten, wegen des Strohs als Naturmaterial. Sie sind eben natürliche Dinge.

Mit der Naturwelle und ökologischen Bewegung wurden Körbe in den letzten Jahren sehr modern. Sie stehen für eine natürliche Lebensform. So spielt es auch überhaupt keine Rolle, daß viele Körbe als solche schon ziemlich schwer sind. Das tut ihrer Bewertung als praktische Transportmittel keinen Abbruch. Die modische Zuschreibung als natürliche und schöne Transportmittel läßt das vergessen.

Bei einer anderen zur Zeit modernen Transportform, den Rucksäcken, wird aber gerade der Gesundheitsaspekt immer wieder betont. Zu Rucksäcken finden sich in den Interviews Aussagen von 13 Personen⁷⁰. Zwei Richtungen der Verwendung kommen dabei vor: In der älteren Verwendung ist ein Rucksack ein Gegenstand zum Wandern und in Ausnahmefällen für Transporte. Aus dieser Verwendung als Requisite im Kontakt mit Natur rührt ein Teil der modernen Wertaufladung: Rucksäcke sind heute modisches Tragebehältnis sowohl in der Stadt als auch im Kontakt mit Natur. Sie gelten als leger, locker, jugendlich und vor allem natürlich. Dabei spielt es kaum eine Rolle, ob sie aus Plastik in Schock- und Neonfarben oder aus naturbraunem Leder hergestellt sind. Rucksäcke sind heute typisches Tragebehältnis für einen bestimmten Lebensstil. Er steht z.B. im Kontrast zum Bemühen um formelle Korrektheit im Bank- und Wirtschaftsleben. Frau Mayer charakterisierte danach ihre beiden unterschiedlichen Söhne: Der eine ist Polizist trägt Jeans und Anorak, und benutzt einen Rucksack. Der andere arbeitet in einer Bank. Er ist ein ganz anderer Typ, der mit Anzug und Aktenkoffer unterwegs ist. Erst eine bestimmte soziale und berufliche Ausgangssituation ermöglicht solch

- In einen Korb geht viel Inhalt. Er ist zum Transport geeignet. (1, 2, 12) 3

- Radkorb (7) 1

- Ein Korb ist natürlich. (11) 1.

⁷⁰ Zur Reichweite dieser Zusammenstellung siehe Anmerkung (Fußnote:Reichw).

Aspekte der Aussagen zu Rucksäcken:

- erwähnt im Zusammenhang mit Wandern (1, 5, 15, 23, 26) 5

- Sie stehen für einen Lebensstil. (4, 8, 14, 15, 20) 5

- Damit ist man beweglich/hat die Hände frei. (1, 9, 15, 18) 4

- Sie sind praktisch. (1, 8, 9) 3

- Sie werden im Freizeitbereich benutzt. (17, 18)

- Sie sind gut zum Transport schwerer Dinge. (1, 15) 2

- Sie sind gut zum Einkaufen. (14)

- Sie drücken. (1)

- Sie sind nicht so ästhetisch. (1)

- Ich benutze sie im Urlaub. (1)

- Ich benutze sie für Proviant.(1)

- Sie sind umweltfreundlich. (14)

- Sie stehen für Jugendlichkeit. (16)

einen Lebensstil. So sind es heute vor allem jüngere Menschen, die noch weniger in ökonomische Zwänge eingebunden sind, die zuerst die Rucksackmode aufnahmen. Ein junge Zahnarthelferin grenzt sich z.B. in solchen Merkmalen des Lebensstils von den gleichaltrigen Studenten ab:

"Ja, zum Beispiel aa die Studenten, des fällt ma immer auf, die gengan immer mim Rucksack so durch die Gegend. Die schaugung immer so leger azogn aus. ... da sog i au immer: "Des is irgndwie a Student." ... Ja, des sigt ma irgndwie au, ahso." (14)

Aber schon unter den Studenten beobachte ich immer wieder, daß zukünftige Betriebswirte und Juristen schon an der Uni mit dem Aktenkoffer der Geschäftsleute unterwegs sind.

Korb und Rucksack können Zeichen für einen Lebens- und Zeitstil sein, der gleichzeitig den Stil bestimmter sozialer Gruppen mit ausmachen kann. Sie gelten beide als gleichermaßen "funktionell" wie "natürlich". Wie diese sprachlichen Ettiketierungen ein Eigenleben führen, dem ist Jean Baudriallard an Wohnzeitschriften nachgegangen. Er zeigt,

"daß "funktionell" keineswegs bedeutet, daß etwas an einen Zweck adaptiert ist, sondern an eine Ordnung, an ein System angepaßt scheint. ... Die Kohärenz des funktionellen Systems der Gegenstände beruht darauf, daß diese (und ihre verschiedenen Aspekte, Farbe, Form und andere) keinen Eigenwert mehr haben, sondern eine universelle Zeichenfunktion."⁷¹

Die Zauberworte Funktion und Natur sieht er dabei als zwei Seiten von Konnotationen eines System der "Atmosphäre", allein die atmosphärische Qualität der Dinge zählt dabei. Das ermöglicht, daß die Dinge weitgehend unabhängig von ihrer Materialität zu Zeichen werden können.

b) Taschen für jeden Anlaß

Die Vielfalt verschiedener Taschenformen und -typen erscheint innerhalb der Interviews vor allem in den Antworten auf die Frage: Haben sie noch andere Taschen, als die eine normale, in Benutzung? Die Gesprächspartner, die grundsätzlich etwas gegen Tasche haben, kommen hier nicht vor. Aber immerhin 24 der 31 Interviewpartner machten Aussagen zu ihren verschiedenen Taschen. Dabei sind mit den Erzählungen zu den einzelnen Taschen stets ihre Benutzung und die Benutzungsanlässe fest verbunden.

Herr Berger (9), der besonders ausführlich von seinen verschiedenen Taschen erzählte, soll ein exemplarisches Beispiel sein: Zuerst erzählte er von seiner kleinen Handgelenkstasche: Sie nimmt er "Nur wenn i ind Stodt geh." Sie ist auf seine

⁷¹ Baudrillard, Jean: Das System der Dinge. 1991. S. 83 - 84.

Bedürfnisse als Diabetiker zugeschnitten, denn in sie paßt genau sein Spritzbesteck hinein. Auch für die Stadt, für besondere Anlässe, hat er eine Dokumentenmappe:

"Wenn i vui zum Eischeam hob oder mich Sag ma mal, i drif mi mit da Frau und muas da irgendwas mitbringa oder Papiere, ... die mog i net so kloa zsammlegen. Die san für mi vielleicht bloß oimal zsammgelegt. ... Und die hab ich wenn ich auf Behördn muß und muß irgnd was mit Papiere, na hab i des untern Arm."

Mit dieser schmalen Dokumentenmappe kann Herr Berger seine Vorstellungen von Ordnung verwirklichen. Als drittes erzählte er von seiner Reisetasche: "I hob welche zum Verreisen oder was, wem a irgendwie zum Schifahrn fährt will oder was. Na hot ma sei Daschn, wo ma heut die dickn Anoraks oder die Schianzüg duat. ... des muast heut nimma so sche zsammlegn, weil des hängt sie ja aus." Mit der Tasche ist die Einpackgewohnheit fest verbunden. Herr Berger bemerkt auch gleich noch den Wandel von Kleidung und entsprechenden Taschen, den er im Sportbereich miterlebt hat. Frühere, fest eingeübte Verhaltensweisen, z.B. wie man ordentlich einpackt, sind damit nicht mehr nötig. Weiter differenziert er seine Taschen nach dem Anlaß und meistens dazugehörig dem Ort/Raum der Benutzung: "aber wenn i so zu Hause soa irgendwie Ein- Besorgungen oder was mach, ... na hob i halt dann a Einkaufsdaschn. ... Wenn ma d Frau was oschaft, na sog i, wei die muß no arbeitn, i bin scho in Rente, gei." (9)

Mit diesen vier Taschen hat Herr Berger gleichzeitig seine Lebenssituation als Rentner und sein Freizeitverhalten umrissen. Er folgt festen Normvorstellungen im Umgang mit den Dingen: Z.B. Papier muß in bestimmter Weise behandelt werden, und dafür hat er spezielle Taschen. Für bestimmte Lebens- und Tätigkeitsbereiche gibt es feste Ausrüstungen. Dazu gehören jeweils spezielle Taschen. Gerade im Sportbereich fällt mir auf, daß es immer mehr solcher geschlossener Sachen-Systeme gibt, z.B. Tennis oder Skifahren erfordern einen je eigenen Sachkosmos bestimmter (Ausrüstungs-)Gegenstände, deren immer weitergehende Ausdifferenzierung und modischer Wandel von der Industrie proklamiert wird.

Die Interviewpartner erwähnten nach ihren Benutzungsanlässen eine Vielzahl von Taschenformen: vom kostbaren und geschonten Abendtäschchen, über Freizeittaschen, Transporttaschen, Wimmelr als Sicherheitstasche für den Urlaub, Aktenkoffern für dienstliche Unternehmungen bis zur großen Reisetasche und Koffern zum Verreisen. Es kann so weit gehen, daß sie für bestimmte Anlässe fest gepackte Taschen haben. Frau Hemmer, als aktive Rentnerin erzählte,

"daß ich also für bestimmte Tätigkeitsn vorbereitete Taschn hab. ... Ja, also, wenn ich zum Schwimmen geh, da brauch ich so blos hinlangen und die Tasche nehmen. ... Und da brauch ich gar net nachschaun, da is alles drinn. ... Und ma vergißt nichts." (30)

Oder die schwer asthmakranke Frau Bader im Altenheim berichtete von ihrer Reisetasche, "Des hab ich immer fertig." (31), für den Fall, daß sie wegen eines Anfalls ins Krankenhaus muß. Frau Müller (13) erzählte von einem kleinen Koffer, "da sin ebn die Papiere drinn, ... des is eigentlich s tragbare Büro. ... Weil wir ham nur a Stallung." (13) Alle wichtigen Unterlagen für ihre Tierschutzarbeit hat sie in diesem Koffer immer griffbereit verstaut. Er ersetzt das fehlende Büro. Viele der Gesprächspartner erzählten von ihren Einkaufstaschen. Hier dominieren die aus Umweltschutzgründen heftig propagierten Leinenbeutel inzwischen über alle anderen Formen. Daran wird deutlich, wie sehr die festen Zuordnungen bestimmter Taschen für bestimmte Anlässe Mode- und Zeitströmungen unterworfen sind. Gleichzeitig ist die Differenzierung der verschiedenen Taschen sozial bedingt. Unter den Interviewpartnern stecken die arme Rentnerin Frau Georg und die beruflich erfolgreiche Verlagsredakteurin Frau Wagstein die Spanne ab. Frau Georg differenziert in zweierlei Formen: "wenn ma ausgeht und wenn ma wohin geht zu Besuch, nimmt ma bestimmt kei Einkaufstasche mit."⁷² (3) Frau Wagstein dagegen unterscheidet schon bei den Koffern verschiedenerlei

"Daß ist nicht so, daß ich nun unbedingt vier oder fünf oder sechs verschiedene Koffer haben müßte, aber dann muß ma ebn für den Flug n Schalnkoffer habn und zum zum mal ne kleine Städtereise machn. Des benutz ich auch, nich. Ich war jetzt auch mal wieder am Wochenende in Prag. Und da seh ich dann, daß die Reisetasche oder der kleine Koffer, das is ebn so grade das Richtige." (25)

Welche Tasche für welchen Anlaß angemessen ist, richtet sich nicht nur nach dem Zweck, sondern nach sozialen Regeln. Vergeblich suchte ich solche Regeln in einem Knigge. Sie liegen in einem normalerweise nicht ausgesprochenen Bereich. Man nimmt sie auf im Selber-Tun und durch Beobachtung anderer. Deshalb wäre zum Thema "Taschen für jeden Anlaß" zusätzlich zu Interviews ein objektbezogener Ansatz.

5. Die Zeit in der Tasche"

Jeder steht in der Zeit, kann ihr nicht entinnen. Im beschränkten Rahmen der Lebenszeit hat alles seine Zeit. Diese abstrakte Kategorie Zeit wirkt immer auf uns und ist doch nie direkt greifbar. Nur indirekt über zeichenhafte Konkretisierungen läßt sie sich fassen.

Wie konkretisieren wir "Zeit" im Alltag? Wie erleben wir Zeit? Welche Formen gibt es im alltäglichen Handeln für den Umgang mit der Zeit? Die Redensart, jemanden in die Tasche stecken, bedeutet ihn beherrschen. In welchen Formen stecken wir die Zeit in die Tasche und machen sie damit konkret und ein Stück weit beherrschbar?

⁷² Zur besseren Verständlichkeit von mir in der Satzstellung umgestellt.

Ausgangspunkt der Betrachtung soll der Kalender in der Tasche sein, als konkretes Ding, mit dessen Hilfe wir Zeit einteilen. Weiter will ich fragen, wie wir mit den Dingen in der Zeit umgehen? So hat jedes Ding eine Biographie vom Erwerb, über die Benutzung bis zu seiner Entsorgung. Und schließlich steht man in einer Zeit. Wie erinnert man sich von da aus an frühere Dinge? Und wie ändert man Gewohnheiten im Umgang mit den Dingen im Laufe der Zeit?

a) **Kalender**

Unter der Überschrift Kalender habe ich die Aussagen der Interviewpartner zu Kalendern, Adressen, Notizen und sonstigen Zetteln in der Tasche gesammelt. Dies alles kann ein Kalender enthalten. Folglich sind die Aussagen⁷³ der 18 Interviewpartner, die sich dazu äußerten, recht heterogen: Die Spannweite reicht vom losen einzelnen Notizzettel bis zum dicken Kalenderbuch. Aus den Interviewaussagen geht oft nicht hervor, in welchen Fällen es sich z.B. um Terminnotizen handelt. Auf Grund meiner Alltagsbeobachtungen nehme ich an, daß mehr Leute, als die, die es in den Interviews ausdrücklich gesagt haben, Kalender oder Adressen zumindest gelegentlich mit sich tragen.

Einige Gesprächspartner (2, 18, 25, 29) machten Aussagen zu persönlichen Memotechniken, wie sie sich etwas merken im Kampf mit der Zeit. Z.B. Hanni (2) erzählte, daß sie immer Notizzettel dabeihaben muß. In ihrer Lehre zur Buchhalterin hat sie von ihrem Chef gelernt, sich zu merken, was sie sich stichwortartig notiert hat. Den Zettel mit den Notizen braucht sie dann gar nicht mehr. Was sie notiert hat, hat sie im Kopf. Um Stichpunkte notieren zu können, müssen Gedanken erst komprimiert und zugespitzt werden. Nach dieser geistigen Filterarbeit kann man sie sich leichter merken. Solch abstrakte Denkarbeit spielt in ihrem Leben sonst keine Rolle. Deshalb war diese Technik für Frau Hanni eine gewaltige Errungenschaft, von der sie heute als über 50-jährige noch ausführlich erzählt.

Eine Familienmutter (18), die Taschen völlig ablehnt, erzählte, daß sie eine bessere Methode habe, als viele Notizen mit sich herumzutragen: "Und Zetteln hab

⁷³ Zur Reichweite dieser Zusammenstellung siehe Anmerkung (Fußnote:Reichw).

Aspekte der Aussagen zu Kalendern, Adressen, Notizen und Zetteln:

- Ich habe immer wichtige Adressen und Telefonnummern dabei. (2, 15, 25) 3
- Ich habe immer die Adresse der Kinder für den Notfall dabei. (21, 24) 2
- Ich habe Notizzettel dabei. (2, 11, 13, 18(Mutter)) 4
- Aussagen zu Memotechnik (2, 18, 25, 29) 4
- Ich habe einen Terminkalender dabei. (5, 19, 30) 3
- Kalender zählen nicht zum "Nötigsten". (3, 5, 14) 3
- Ich habe persönliche Erinnerungszettel und -bilder dabei. (4, 5, 23) 3
- Ein Adressen-Kalender ist etwas Persönliches. (14, 23, 25) 3
- Kalender zu führen, ist typisch für Frauen. (14) 1
- Ich habe aktuelle Postsachen, Kontoauszüge oder ähnliches dabei. (13, 25, 29) 3
- Ich habe Versicherungspapiere dabei. (18(Mutter), 21, 25) 3
- Ich habe einen Schuldschein dabei. (7) 1
- Ich habe einen Gesundheitsausweis dabei. (9, 24, 25) 3.

ich immer an der Pinwand. Die wern jedn Morgen anschaut, die wern jedn Morgen durchforstet. Und wenn ma ein Datum entdeckt, was also wichtig is, ... dann wird sich das eingepägt. ... Mein, also vergeßlich sind mir alle." (18)

Diese beiden Beispiele zeigen, wie sich Menschen je eigene Wege angeeignet haben, um mit dem Alltagsproblem des Vergessens fertig zu werden. Das ist für sie auch eine bewußte Leistung, von der es möglich ist zu erzählen. Zur Routine gemacht, wird sie zu konkreter Lebensbewältigung.

Nun zu den Terminkalendern selbst: Großer Finderlohn! Ein Importeur für Schmuckwaren inserierte in der Zeitung: Sein Terminkalenderbuch sei ihm abhanden gekommen. Ohne es sei er handlungsunfähig. Ein Radiosprecher (19) kommt schon zum wiederholten Male ins Münchner Fundbüro, weil ihm seine Herrentasche gestohlen worden war. Der schlimmste Verlust für ihn war sein Terminkalender. Beide sind abhängig von der schriftlich fixierten Einteilung ihrer Zeit. Zum stereotypen Bild vom Manager gehören sogar als Attribute der Aktenkoffer und vor allem ein dicker Terminkalender, in dem die stets zu knappe Zeit genau eingeteilt ist. In einem Land wie der BRD mit einer der höchsten Produktivitätsraten (Leistung im Verhältnis zur Zeit) der Welt gilt im Geschäftsbereich der Grundsatz, Zeit ist Geld. Also muß die kostbare Zeit genau eingeteilt werden.

Aber selbst im privaten Bereich wird die Zeit genau verplant, wie mir einige Gesprächspartner erzählten. Gerade Frau Hemmer als Pensionistin (30) sagte: "Kalender gehört auch noch dazu ... a Pansionist hat nie Zeit." (30) Hier steht der Kalender für die selbstbestimmt gestaltete Zeit. Eine junge Frau (14) sprach ausführlich von ihrem Kalender: "... i hob an großn Bekanntkreis, und da telefonier i halt. Dann schreib i mirs halt auf, bevor mirs passiert, daß i zwo Leut zur selbn Zeit trifft oder so. Und mir macht des au Spaß soan Kalender zu führn." (14) Hier haben wir es mit einem Kalenderfan zu tun. Als Verwaltungsangestellte ist es für diese junge Frau ganz selbstverständlich, mit Schriftlichem umzugehen. Selbst die ihr privat zur Verfügung stehende Zeit verschriftlicht sie.

Viel von dem, was ihr ganz persönlich wichtig ist, Beziehungen, Gedenktage und soziale Kontakte, ist in ihrem Kalender verschriftlicht. Damit steckt viel von ihr selbst in ihrem Kalender. Man läßt auch normalerweise nicht so leicht jemanden in seinen privaten Terminkalender schauen. Frau Wagstein formuliert deutlich, wieviel von ihrer Person in ihrem Kalender enthalten ist: "Äh, weil auch meine ganzn Adressbücher da drinn warn, es is jetzt wirklich auch einer, der schaut jetzt ziemlich in dein Privatleben rein." (25) Einige Gesprächspartner rechneten ihre Kalender auch ausdrücklich zu ihren persönlichen Gegenständen. In einem amerikanischen Spielfilm⁷⁴

⁷⁴ Filofax. Written by Jill Mazursky and Jeffrey Abrahams, 1990.

ist dieser Punkt zugespitzt. Ein Mann verliert seinen Filofax. Ein anderer findet ihn. Damit kann er völlig in die andere Person schlüpfen. Der ursprüngliche Besitzer dagegen verliert seine Identität. Die Person wird identisch mit ihrem Kalender.

Solche Filofaxkalenderbücher sind in den letzten Jahren⁷⁵ auch bei uns in Mode gekommen. Das sind Kalenderringbücher mit vielerlei Einlageblättern. Zur Zeit sind sie modische Life-style-Artikel. Es gibt sie in vielerlei Ausführungen vom klassischen Leder bis zu ganz modernem Design. So können sie mehrere hundert Mark kosten. Es ist schick sie nicht in der Tasche zu tragen, sondern deutlich sichtbar in der Hand. Man kann damit zeigen, wie terminlich eingespannt - wie vielgefragt und wichtig man ist. Mit den vielerlei Einlageblättern läßt sich mit ihrer Hilfe die Zeit bis in die Sekunde genau durchplanen, das wirtschaftliche Handeln kontrollieren oder die aktuellsten Messetermine erfahren. Bezeichnenderweise ist unser Kalenderfan eine junge Frau. Als Mode verbreiteten sich diese Kalender zuerst in wohlhabenden Wirtschaftskreisen und dann unter jüngeren Leuten. Sogar für Schüler gibt es heute "Timer", mit denen sie zur Durchplanung ihrer Zeit erzogen werden.

Neben diesen Kalendern, die die rationelle Seite des Umgangs mit Zeit betonen, gibt es auch noch eine Fülle anderer Kalender. Gerade an den Kassen von Buchhandlungen kann man sie liegen sehen, z.B. Frauenkalender oder Literaturkalender. Sie betonen eine symbolische Dimensionen, etwa emanzipatorische Werte oder Kunst. Auch in ihrer äußeren Aufmachung setzten sie sich von den sachlichen Managerkalendern ab: Oft sind sie illustriert, auch farbig. Die Optik kann dabei durchaus auch wichtiger sein als die Übersichtlichkeit. Solche Kalender bieten sich für "alternativ" eingestellte Zeitgenossen an.

Die Einführung der EDV in den meisten öffentlichen Institutionen bringt eine immer genauere Erfassung der Daten des einzelnen mit sich. Der einzelne wird immer mehr verschriftlicht. Dieser großen Linie entspricht auch der einzelne von sich aus, wenn er seine ihm selbst zur freien Verfügung stehende Zeit genau im Kalender fixiert. Er verschriftlicht damit seinen Lebenswandel. Das kann soweit gehen, daß man dann selbst unter dem Zwang der eigenen Zeiteinteilung steht. Somit macht sich der einzelne berechen- und planbar.

Zu dieser Tendenz der Verschriftlichung und Durchplanung/Erfassung des Lebens gibt es auch eine Gegenbewegung: Immer mehr Menschen erfaßt Angst vor der totalen Erfassung ihrer Person. Das zeigte sich zum Beispiel an den heftigen Reaktionen gegen die letzte Volkszählung. Viele

⁷⁵ Zur Fülle der Kalender, ihrer Geschichte und gegenwärtigem Stand siehe: Kalender. In: Korff, G. u.a.(Hrsg.): 13 Dinge. 1992. S. 103 - 118.

fordern verstärkten Datenschutz. So, wie aber viele die allgemeine gesellschaftliche Entwicklung zur Durchplanung und Erfassung des ganzen Lebens bis in die Gestaltung ihrer Freizeit mitmachen, gibt es auch im Privatbereich dazu eine Gegenbewegung: Eine Frau erzählte zum Beispiel, nein einen Kalender nimmt sie nicht in den Urlaub mit, "weil i ohne Zeit und ohne Uhr lebn will im Urlaub." (23) Oder ich kenne Leute, die ganz bewußt keinen Terminkalender haben und sagen, sie wollen nur soviel Termine, wie sie auch präsent haben können. Damit bewahren sie sich die Freiheit ihrer Person vor der Zeit.

b) Dingbiographien: Erwerb - Benutzung - Entsorgung

Auch die Dinge selbst stehen in der Zeit. Sie haben eine Lebensgeschichte ihres Gebrauches. Sie beginnt mit der Herstellung und endet mit der Vernichtung der Dinge. Dazwischen liegt der Gebrauch. Doch viele Interviewpartner erzählten von Taschen, die sie haben und doch nicht aktiv benutzen. Solch anderen Formen des Gebrauch will dieser Abschnitt besonders nachgehen, nachdem in Punkt III.1.b) aktive Gebrauchsformen von Taschen schon betrachtet wurden.

Der erzählfreudige Herr Berger (9) lieferte wieder ein Musterbeispiel mit allen für ihn relevanten Aspekten des Dinggebrauchs. Er erzählt von seiner Arbeitstasche eine vollständige Dingbiographie. Deshalb soll sie hier gekürzt zitiert sein:

"G: ja, i hob mei meine Tasche, mit der i ins Gschäft ganga bin. A Ledertasche ghabt, weil ich täglich (betont)

M: Mhm...

G: muaß i des dazusogn, seit meiner Lehrzeit, seit 1945, täglich eine Thermoskanne Tee dabei hob. ...

und di die Thermoskannen sind natürli mit dem Alter immer größer worn. Zerst wars a hoiber Liter, dann wars a Dreiviertelliter und dann wars zum Schluß hob i an Liter ghabt. Und des is a große Kanne gwen und die hot in meiner Mappe Plotz ghabt. Und die Mappe hob i ghobt ungefähr

...noja... zwanzg Johr.

M: A ja, die hat sie die ganze Berufszeit begleitet?

G: Die hot mi die letzten zwanzg Johr eignlich.s...vorher hob i a dünere ghabt und und...

M: A ja...

G: da bin vui mitm Rad gfahrn und später...wenn i jetzt aiwei mim Auto ins Gschäft gfahrn, da wor die aiwei drinn. die hob i immer dabei ghabt.

G (388): In d Fruah gnomma und abnds an ihrn Plotz gstellt.

M: Ahso, des war also ihr Tee, den sie so

G: Des war mei tägliche Tasche, die hob i ghabt und da wor a soa Reisverschluß drinn. Da war irgendwie äh was zum Schreibern drinna oder irgendwas, weil i hobs ja beruflich net braucht die Tasche, sondern eigentlich bloß zum Transportiern,

M: Ja, ja für die Thermoskanne.

G: für mei Essn, weil i hob ja net id Kantine geh kenne. Des Essn hob i ja net, des Essn kann ma ja als Diabetiker net alls essn.

M: Genau

G: Hob i mi ja selber versorgn müassn. I hob a Obst drinn ghabt. I hob mei äh äh den Tee drinn ghabt. ...

G: Und des hot in der Tasche, die war untn so broat. Des war ein riesen Kübl. (Lacht.)

M (390): Aha

G: Und a guats Leder ziemlich dick. I kunts eahna jetzt gar it sagn, wenn i eine segn dat.

M: I kanns mir scho vorstelln.

G: Ja, so so in dem Braun, aber aber net so gefaltet, sondern des war a dicker Bodn (Zeigt auf eine Tasche im Regal.) ...

M: Mhm, aha. Und hams die dann aufgehbt, die Tasche?

G: Na, die hat mei Frau nimma aschaung kenna. Die hab i weg müssn.

M: Achso, die hat weg müssn?

G: Ja, die is natürlich innen auch, do war soa Zwischwand aus Karton,

M: Mhm

G: die is gebrochn oder wor mal die Kanne hots ma zerrissn mal,

M: Mhm

G: ausglaufa.

M (392): Kann ja mal passiern.

G: Des is klar. Beim m Radlfahrn a moi obi gfoin. Und na war die Kanne wieder hin. Na wor natürlich wieder ois naß.

M: Mhm

G: Jetzt hat die die Tasche nimma segn ...Hob i

M: Ahso

G: Berufslebn is vorbei. Weg. (Räuspert sich.)"

"G: ... Und den, die Tasche hob i mol kriegt von (Überlegt.) meinem Stiefvater.

M: Mhm

G: Da war i no net verheirat. Jetzt bin i 27 Johr verheirat, zwoarahoib Johr dahoim. Na hob is ungefähr zwanzg fünfzwanzg Johr ghabt die Daschn.

M (396): Aha. Hä des is sehr gut.

G: Hä. Un der, des war a reine Gewohnheit. Die hab i au nirgads stehn lassn, komisch na. Im Gschäft net vergessn. Ja, i hobs stehn lassn, wenn ma vom Gschäft a Einladung ghabt hat, zum Beispiel Oktoberfest." (9)

Mit der Herstellung einer Tasche hat der Benutzer normalerweise nichts zu tun. Sein Kontakt beginnt erst mit dem Erwerb einer Tasche, und damit beginnt auch die Dingbiographie von Herrn Bergers Arbeitstasche. Er kann sich erinnern, daß sie ein Geschenk war, Ausdruck verwandtschaftlicher Bindungen. Mit der Tasche erinnert sich Herr Berger auch an die Veränderung seiner Benutzungsgewohnheiten: Seine Eigenversorgung als Diabetiker wurde über die Berufsjahre immer umfangreicher und ausgeklügelter. Nebenbei erzählt er einen fast vollständigen Ernährungsplan (von mir hier gekürzt). Die Eigenschaften der Tasche paßten genau auf seine Bedürfnisse. Benutzung und Tasche sind so zu einer Einheit verschmolzen, daß das Vorgängermodell einer dünneren Tasche fast übergangslos einbezogen ist in die Erzählung von der Arbeitstasche. Dazu gehört auch ihr Transport, und wie er sich mit den verbesserten Lebensumständen gewandelt hat vom Rad zum eigenen Auto. Dabei hat die Tasche sich verändert, es erklärt ihren Verschleiß, trotz ihrer besonderen Materialqualitäten: Die Tasche fiel vom Rad, und die dabei zerbrochene Thermoskanne hat sie durchnäßt. Auch den nicht selbstverschuldeten Verschleiß, der einfach durch den langen Gebrauch entstand, beobachtet Herr Berger genau: wie die Trennwand aus Karton mit der Zeit gebrochen ist. Die Tasche hat ihren festen Platz. Die Gewohnheiten, wie er mit seiner Tasche umging, sind Herrn Berger in Fleisch und Blut übergegangen. Seine Tasche gehörte fest zu ihm, so daß er sie auch innerhalb dieser festen Routine nicht vergessen hat. Sie gehörte eng zu seiner Berufstätigkeit. Die Erzählung von seiner Arbeitstasche bricht mit dem Ende seiner Berufstätigkeit abrupt ab: "Berufslebn is vorbei. Weg. (Räuspert sich.)" Ist dieses Räuspern ein bißchen Rührung? In einem Nachschlag versuchte

Herr Berger die Tasche noch zu datieren. Die Einordnung in eine absolute Zeitachse gelingt ihm aber nur mit Hilfe seiner subjektiven, persönlichen Zeit: Anhand seiner Lebensgeschichte datiert er seine Tasche.

Die Arbeitstasche steht für den Abschnitt der Berufstätigkeit in seinem Leben. Mit dem Eintritt in die Rente, trennte er sich von ihr. Durch die jahrelange Benutzung veränderte er die Tasche. Sie trägt Spuren seines Gebrauchs. Aber auch die Tasche prägte seine verinnerlichten Gewohnheiten. Sie steht auch für seine Selbstdisziplin und die über Jahre fest eingeübten Verhaltensweisen im Umgang mit seiner Zuckerkrankheit. Sie dokumentiert, wie er sein Schicksal bewältigt hat. So ist die Dingbiographie zu einem Stück seiner eigenen Biographie geworden.

Auch die anderen Gesprächspartner beginnen den Kontakt mit ihren Taschen erst mit dem Erwerb. Folgende Aggregatzustände des Gebrauchs lassen sich in den Interviewaussagen festmachen: Erwerb, Benutzung, Aufbewahrung, Reparatur, Umnutzung und Entsorgung.

Sich eine Tasche selbst zu kaufen, ist für die meisten Gesprächspartner normal, das erwähnten sie nur, wenn es eine besondere, ganz persönliche Wahl war. Das kann dann ein Grund dafür sein, solch eine Tasche aufzubewahren, obwohl sie nicht mehr aktiv benutzt wird. Erwähnenswert ist dagegen eher der Sonderfall eines Geschenks. Eine junge Frau (1) erzählte von ihrer Reisetasche. Sie war ein Geschenk der Eltern zum Studienanfang. Es markiert wohl auch ein bißchen, daß sie die Eltern zu dem Zeitpunkt in die außerhäusliche Selbständigkeit entlassen haben. Drei der befragten Männer erwähnten auch Taschen als Werbegeschenke. Offenbar haben Herrentaschen keinen so persönlichen Stellenwert, wie die der Damen, so daß sie in der Form "öffentlicher Geschenke" weitergegeben werden können. Eine weitere Erwerbungsform ist noch das Erben.

Davon und von der Art des Erwerbs erzählten meine Gesprächspartner sonst nur, wenn das einen Grund abgab, eine Tasche aufzubewahren. Nicht mehr dauernd aktiv in Gebrauch befindliche Taschen aufzubewahren, fühlten sich die Interviewpartner bemüßigt, extra zu begründen. Ihre Motive sagen etwas über die Beziehung zu den Taschen. Frau Huber (23) erzählte von einer Tasche, die sie aus einem schönen Griechenlandurlaub mitgebracht hatte. Oder beispielsweise Frau Schmidt (17) berichtete von einer Tasche, die sie sich zu einem Zeitpunkt geleistet hatte, als das noch eine gewaltige finanzielle Investition für sie war, einfach weil sie sie schön fand. Eine junge Frau (15) sprach von einem alten, schon schäbigen Rucksack, den sie behielt, obwohl sie längst einen neuen hatte, weil genau dieser für all ihre Bedürfnisse paßte. An diesen Taschen hängt eine persönliche Beziehung. Sie haben durch Wahl oder Gebrauch ein bißchen etwas von der Person aufgenommen.

Das könnte auch bei folgenden Motiven mit eine Rolle spielen, wenn man sich einfach nicht trennen kann von den Dingen. Manche Interviewpartner meinten, die Taschen seien so teuer gewesen und gutes Leder, da könne man sie nicht einfach wegwerfen. Auch eine Marktstudie⁷⁶ kam zu dem Ergebnis, daß Ledertaschen vielfach als Wertgegenstände gelten, die oft bewußt klassisch gekauft würden, um lange benutzen werden zu können. Wichtig ist dabei sicher eine Grundhaltung im Umgang mit Dingen, sie schonend und pflegend zu behandeln, um sie möglichst lange zu erhalten. "Den i dua nämlich nur bloß dia wegwerfen, die wirklich kaputt sind also. Alle andern heb i meistns noa bisle auf" (2) Daß eine Tasche noch "gut" sei, gaben mehrere Frauen als Grund an, sie aufzubewahren. Auf der anderen Seite sagten viele, eine Tasche wäre wirklich kaputt gewesen, darum hätten sie sie weggeworfen. Frau Wagstein erklärte, wie sie zu ihrer Taschen-sammlung kam: "Also ich hab ne ganze Menge. Und des kommt daher, daß ich mit meinen Sachen eigentlich schonend umgehe (lacht) und äh auch nich so schnell wegwerfe." (25) Diese Grundhaltung der Erhaltung und Pflege der Dinge ist in unserer Kultur über Jahrhunderte hinweg entwickelt und tradiert. Sie geht von beschränkten Ressourcen aus, mit denen die Menschen sparsam haushalten müssen. Das ist auch die ganz wörtliche Bedeutung von Ökologie als der Lehre der Zusammenhänge in einem geschlossenen Haushalt.

Ihr entsprechen Bemühungen, die Dinge umzunutzen, wenn sie für ihren, ihnen ursprünglich zgedachten Zweck, nicht mehr tauglich sind. Frau Wagstein (25), heute über 50, erzählte von ihren alten Collegemappen aus Studienzeiten, die sie aufbewahrt hat, "weil ich die mit Dokumenten angefüllt als Aufbewahrungsgefäße" (25) umnutzte. Ein mir bekannter Musiker sammelte alle alten Schulranzen der Verwandtschaft und machte aus ihnen sein tragbares Notenarchiv. Frau Mayer (20) bewahrt im Keller fast alle ihre früheren Taschen auf, weil sie ja noch gut sind. Sie hofft, daß damit einmal zukünftige Enkelkinder spielen können, so wie ihre eigenen Buben mit alten Taschen gespielt haben. Durch solche Umnutzungen von Taschen kann ihr Materialwert noch bis zu Ende aufgebraucht werden. Sie können aber auch ihren, durch den persönlichen Gebrauch der Menschen eingeschriebenen Zeichenwert, ein bißchen in die Welt des Spieles überführen, "wo in der Nachahmung oder Parodie der Zeichencharakter doch noch gewahrt bleibt"⁷⁷, wie es Christine Burckhardt-Seebass von brauchwürdlichen Zeichen im Lebenslauf beschreibt.

⁷⁶ Diagnose: Intensivstation. In: Lederwaren Report 40(1988), S. 37.

⁷⁷ Burckardt-Seebass, Ch.: Zeichen im Lebenslauf. 1983. S. 276.

Auch das Bemühen, beschädigte Taschen möglichst zu flicken⁷⁸, entspringt dieser Bewahr-Haltung im Umgang mit den Dingen. Frau Georg liefert ein Beispiel, wie sie mit dieser Haltung mit der neueren Konsumhaltung kollidierte:

"Na geht ma in Ladn nei und sagt: "Kann ma die Henkeln noch richtn?" "Ah, na, werfen ses weg! Kaufens eahna a neue!" ... Die Henkeln könnt ma manchmal scho noa richtn, aber die wolln alles neu verkaufn. Und aber die sogn dann: ... "Kosts Macha mehr, als wia a neues.", sagns nacha. Und da schmeißt es halt weg." (3)

Die Konsumhaltung des Industriezeitalters macht die Dinge zu Waren. "Die Dinge, die zur Ware geworden sind, unterliegen dem Primat der Zirkulation."⁷⁹ Verbrauch ist ihr Endzweck, um den Kreislauf des Wachstums in Gang zu halten. Da ist Reparieren und Aufbewahren nicht mehr nötig, die Dinge sind jederzeit ersetzbar. Man kann sie verbrauchen und wegwerfen. Eine reine Hop- und Weg-Einstellung habe ich allerdings bei keinem der Gesprächspartner vorgefunden. Bewahrung scheint aber die zu besprechende Ausnahme zu sein.

Beim letzten Aggregatzustand der Entsorgung fällt auf, daß er sprachlich oft umschrieben wird. Die direkten Formulierungen Wegwerfen oder Wegschmeißen benutzten meine Gesprächspartner nur in Gegenüberstellungen als Gegensatz zu Erhaltbemühungen, z.B. "... hab ich aufbewahrt, aber irgendwann schmeiß ichs dann doch weg, weil des einfach zuviel werd." (23) Von Müll oder Abfall sprach keiner so direkt. Umschreibende Formulierungen mit Hilfsverben, statt mit aktiven Verben wie z.B. "weg müssen" (9) oder "weggeben" (23) suchen solcher Härte auch sprachlich auszuweichen. Doch die stetig zunehmende Fülle der Waren birgt die Gefahr in sich, in der Masse des Besitzes zu ersticken. Wenn aber aus Waren durch den Gebrauch zeichenbeladene Dinge werden, kann ihre Entsorgung schwerfallen. Weitervererben oder in die Sammlung-Geben kann die Entsorgung abmildern. Oder man sieht seine Dinge als rein funktionale Gebrauchsgegenstände, zu denen es keine bewußte emotionale Beziehung gibt, von denen man sich jederzeit trennen kann. Frau Schmidt (17) sagte z.B., danach gefragt, was der Verlust ihrer Tasche für sie bedeuten würde: "Des is für mich mehr n Gebrauchsgegenstand, ... Und da würd ich mir ne neue kaufn. Dann würd ich sagn: "Au net schlecht, weil i brauch a neue Handtasche." " Selbst Herr Berger (9) aus unserem anfänglichen Beispiel trennte sich von seiner doch sehr zeichenhaft aufgeladenen Tasche. Das mußte wohl sogar sein, um frei zu sein für seinen neuen Lebensabschnitt.

⁷⁸ Siehe Bausinger, H. (Hrsg.): Flickwerk. 1983.

⁷⁹ Asendorf, Ch.: Batterien der Lebenskraft. 1982. S. 18.

In seiner Erinnerung ist die frühere Tasche, die ihn so lang begleitete und auch prägte, aber sehr lebendig, wie seine farbige Erzählung beweist. Sie ist nun in einen weiteren, nicht optisch sichtbaren, sondern geistigen Aggregatzustand der Erinnerung übergegangen.

c) Umgang mit Taschen in der Zeit

Dieser Abschnitt geht der Frage nach: Wie gehen Menschen in der Zeit mit ihren Dingen um? Wie prägt das Lebensalter des einzelnen seinen Umgang mit Taschen? Ausgangspunkt ist die Erinnerung an Taschen: An welche Taschen und Gewohnheiten erinnert man sich? Was sind die Bedingungen für solches Erinnern?

Frau Kurz erzählte auf die Frage, ob sie sich noch an frühere Taschen erinnern könne, von einer "schönen" Tasche:

G: Ja, meine erste weiße Tasche, ja.

M: Warum ist die Ihnen in Erinnerung geblieben? ...

G: Ja, weil die eben die erste war, die ich mir kaufen konnte nachm Krieg, nach dem ersten Weltkrieg. ...

G: Jja, äh, weil ja nach dem ersten Weltkrieg waren wir, die Bayern, die Deutschen doch sehr arm.

M: Ja, ja stimmt.

G: Nach dem zweiten Weltkrieg ist es schneller gegangen. Aber nach dem ersten Weltkrieg war man schon sehr arm. ... Wenn man sich sowas kaufen konnte, da hat man wirklich gedacht, man kauft sich so Himmelreich. ... Ach, die dät man heit gar nimmer kaufen a soa windige Daschn wars. Aber es war halt die erste helle, also weiße Tasche, ...

G: Äh, erstens hab ich äh helle Farben sehr gern mögen, weil ich die besser sehe, hab ich schon immer. Und zweitens war für mich weiß, ist mein auch vornehm." (28)

Frau Kurz blieb diese Tasche in Erinnerung, weil sie "schön" war. Als Ästhetin ist ihr das ein wichtiges Kriterium. Diese Tasche entsprach aber auch ihren ganz persönlichen Schönheitsvorstellungen: Mit ihrer lebenslangen starken Sehbehinderung kann sie helle Farben viel besser sehen, als dunkle. Außerdem gilt ihr weiß als eine vornehme Farbe. Daher rührt ihre spezielle Vorliebe für diesen Farbton. Diese Tasche war aber auch ihre erste Tasche. Sie steht an prominenter Stelle in der Lebensgeschichte ihrer Dingerwerbungen. Außerdem machten die allgemeinen Zeitumstände sie noch zu einer besonderen Tasche, weil es gerade in dieser Notzeit besonders schwierig war, so eine Tasche zu bekommen. Mit der Erinnerung an diese Tasche ist auch die Erinnerung an diese Notzeit verknüpft. Frau Kurz hat also einen dreifachen Bezug zu dieser Tasche: einen persönlich ästhetischen, einen ihrer subjektiven Lebensgeschichte und die Einordnung dieser eigenen Vita in die erlebte allgemeine Zeitgeschichte. Indem die Tasche

Gegenstand dieses intensiven persönlichen Bezuges wurde, blieb sie in Erinnerung.

Ähnlich den Kriterien für die Aufbewahrung von Taschen war der persönliche Bezug zu ihnen Grund für meine Gesprächspartner, sich an ihre frühere Taschen zu erinnern. Sie erzählten bei dieser Frage mit Vorliebe von ersten Taschen, Geschenken, oder irgendwelchen für sie sonstwie besonderen Taschen, oder von solchen, die eben ihren persönlichen Vorlieben entsprachen. So liegt das Erinnern an frühere Dinge am persönlichen Bezug zu ihnen.

Als Frage soll zumindest auch stehen: Woran liegt das Vergessen von Dingen? Was vergessen ist, kann man nicht mehr mit Worten erreichen. Deshalb ist es kaum faßbar. Als Gründe, sich nicht mehr erinnern zu können, nannten die Interviewpartner gegenteilige Motive wie für das Erinnern: Es waren so viele, immer gleiche, ganz gewöhnliche Dinge. Und es ist schon so lange her. Einige Gesprächspartner meinten, sie hätten die Taschen nicht mehr und könnten sich deshalb nicht mehr daran erinnern:

"M: es muß gar nichts Besonderes sein, einfach, an was sie sich erinnern können.

Gm: Da weiß ich eigentlich nix. Na, na. Weil ich nimm a Dasche immer so lang, wie se ganz is, bis se halt noch nicht kaputt is, gel. ... und wenn se kaputt is kommts weg, da kommt a neue her." (21m)

So hängt die Erinnerung nicht nur am gefühlsmäßigen persönlichen Bezug, sondern ein Stück weit auch am greifbar vorhandenen Ding. So kann z.B. ein längst vergessen geglaubter, im Museum wiedererkannter Gegenstand Erinnerungen auslösen.

In den Interviews als mündliche Gattung finden sich keine exakten Datierungen. Die Zeitaussagen⁸⁰ sind allgemein. Sie sind entweder an die subjektive Lebenszeit gebunden, wie z.B. "da war ich 13 Jahr" (3) oder "in der Pubertät", oder an die allgemeine Zeitgeschichte, wie z.B. "des war im Krieg" (10) oder "in den 60er Jahren" (25). Alle Interviewpartner, die solche Zeitaussagen machten, konnten sich auch an frühere Taschen erinnern. Diejenigen, die beide Formen der Zeitangabe verknüpften, erzählten auch besonders lebhaft erinnerungsstarke Dinggeschichten, wie z.B. Frau Kurz. Die Bindung an die vom einzelnen vorgestellte Zeit kann so die Erinnerung an Dinge unterstützen⁸¹.

Die Gewohnheiten im Umgang mit Taschen konnte ich wiederum bei meinen Gesprächspartnern nur über Fragen nach konkreten Dingen abfra-

⁸⁰ Zeitaussagen sind in den Interviews 1, 3, 9, 10, 18, 25, 26, 27 und 28 enthalten.

⁸¹ Das Thema Erinnerung kann ich im beschränkten Rahmen dieser Arbeit nur anreißen. Dazu geben auch meine Interviews nicht genug Material her. Zusätzlich wäre eine (psychologische) Theorie der Erinnerung zur Interpretation nötig.

gen. Die Erinnerung an ihre Taschen-Gewohnheiten hing an den Taschen. Gewohnheiten als nicht mehr reflektierte Tätigkeitsabläufe liegen oft außerhalb des diskursiven Bewußtseins und sind schon deshalb schwer sprachlich faßbar. Die Hälfte, der nach ihren Gewohnheiten im Umgang mit Taschen befragten Gesprächspartner, meinte auch, ihre Taschen-Gewohnheiten hätten sich nicht geändert im Laufe ihres Lebens. Mehrfach erzählten sie während des weiteren Gesprächs aber dann doch von Veränderungen. Typische Formulierungen sind: "Des war eigentlich immer gleich." (4) oder "Des hob i immer scho" (9). Hier besteht also kein Bewußtsein für die eigene Veränderung in der Zeit. Hilft das, sich als mit sich kontinuierlich übereinstimmend zu empfinden und so persönliche Identität zu konstruieren?

Die hier nicht zu klärenden Bedingungen der Erinnerung sollen aber nicht ganz ablenken von der Frage: Wie bestimmt das Lebensalter den Umgang mit Taschen? Die Interviewpartner erzählten aus den oben genannten Gründen vor allem von ihren frühen Taschen. Deshalb kann ich hier nur unvollständige Aussagen machen. Stellvertretend sollen drei Beispiele für die Taschen in verschiedenen Alters- und Lebensstufen stehen: Herr Waigel (16) erzählte von seiner Kindheit:

"Für an Bub sin eigentlich mehr die Hosentaschen wichtig gewesn. Da war mehr irgnd a Verhau. Des war, Taschentücher warn da net drinn, sondern alles mögliche Schraubn, alles mögliche, oder Kleingeld, Taschnmesser war ja ... fast des Wichtigste." (16)

Die zu entdeckende Umwelt wird auch in Form der Dinge eingesammelt und bei sich getragen. Dazu braucht er eine Hosentasche. Eine Studentin (1) erzählt von ihrer Teenagerzeit:

"G: Ja..in der, in der Pubertät, ... aus Trotz.. irgendwie .ich wollte halt dann keine biedere Schultasche mal mehr haben, sondern da hab ich - des war irgendwie, des war wirklich - total wieder nieder wie der abgewetzte Ding, so ne Art Military-Tasche mit son ..ä. Die war so grün außen, mehr so stoffartig und die hab ich dann so voll verschmiert außen, so ganz mit Filzstift und so.

M: (140)..Mhm.

G: Und da ham dann auch alle möglichen unterschrieben und des war das letzte Ding!! (Gelächter) Des so, des hab ich auch paar Jahre g`habt. Des war irgendwie echt wichtig, weil da hat man alle irgendwie so komische Taschen, wo..

M: Ah so, die Antitaschen?

G: Ja, die Antitasche. So was... " (1)

Sie setzte sich mit ihrer Tasche bewußt von der Welt der "spießigen" Eltern/Erwachsenen ab. Etwas Eigenes zu haben, gerade auch in der Abgrenzung, ist ihr wichtig. Dafür steht auch die eigene Unterschrift. Durch die

Bemalung ist die Aneignung des Dings auch nach außen hin sichtbar gemacht. Sie und Herr Waigel distanzieren sich heute als Erwachsene von ihrem damaligen Verhalten. Diese Phasen sind überwunden. Inzwischen haben sie sich eingeordnet in die Welt der Erwachsenen und demonstrieren dies nach außen mit ordentlichen Dingen. Um viel weiterreichende Eigenschaften, fast Tugenden, geht es Frau Hemmer (30) am Ende ihrer Berufstätigkeit. Sie antwortete auf meine Fragen nach Berufstaschen:

"G(426): Ja, da gabs a Kofferl, so ein Aktnkoffer. Des hab ich gerne gemocht. Weil des ein hübsches Ding war. Und da warn natürlich andere Dinge drinn. ...

G: H ne, den hab ich nicht aufbewahrt. Den hab ich jemandn geschenkt, von dem ich wollt, daß er ihn hat.

M: Mhm. Achso, und ham sie damit auch, ja, war des auch ne Lehrerin?

G: Nein. Nein, des war eine junge Geschäftsfrau, die mir von ihrer Art sehr gut gefalln hat, weil sie so ungeheuer h äh, wie soll ich sagn, tüchtig, überlegt, so gewandt war, so ganz anderst als ich eigentlich in diesm Alter war, und des hat mir imponiert. Ich hatte mit Geschäft eigentlich nie was zu tun gehabt. Und drum hat sich diese äh Versiertheit, mit der sie h ihre Geschäfte getätigt hat, die hab ich irgndwo bewundert. Die ham mir imponiert. Und drum hat die des Kofferl gekriegt." (30)

Dieser Aktenkoffer steht für die Berufszeit dieser Frau. Sie ist sich ihrer Sache sicher. Auf der Karriereleiter war sie als Seminarleiterin ziemlich hoch gestiegen. Der Organisationsposition entspricht auch ihr Aktenkoffer. Mit seinem hübschen Muster wird er aber auch ihrem Anspruch auf einen persönlichen Stil gerecht. Die erreichte Position kann sie beruhigt reflektieren und über sich selbst hinausschauen. Indem sie ihren Berufskoffer so bewußt weitergibt an eine jüngere, erfolgversprechende Frau, gibt sie ihr ein Stück von sich mit auf den Weg und hat damit auch ein bißchen Anteil an der Zukunft.

So hat nicht nur jedes Alter seine Form der Taschen und typischen Dinge, die man mit sich herumträgt, sondern auch eine eigene Form der Objekttransaktion, wie in diesen drei Beispielen: egozentrische Bedeutungsgehalte in der Kindheit, langsame Entdeckung eines individuellen Selbst in der Jugend und soziale Orientierungen im Erwachsenenalter, die das eigene Selbst transzendieren können⁸². Die drei Beispiele markieren Randpunkte im Laufe des Umgangs mit Taschen in der Zeit, die für Veränderungen stehen. In der langen "Normalphase" des Erwachsenenlebens spielen Altersbezüge weniger eine Rolle.

⁸² Siehe Csikszentmihalyi/Rochber-Halton: Der Sinn der Dinge. 1989. S. 204 - 206.

6. Taschenkontrolle: Selbst- und Fremdbilder Die dominante Kategorie Ordnung"

Ihre früheren Taschen werteten in den vorigen Beispielen sowohl Herr Waigel ("Verhau") als auch die Studentin ("das letzte Ding") aus der späteren Sicht als Erwachsene ab. Sie entsprachen nicht ihrem Bewertungsmaßstab von Ordentlichkeit.

Nachdem Abschnitt III.1.b) schon den Regeln für Taschen und ihren Gebrauch nachgegangen ist, will dieser Abschnitt nach Bewertungskategorien des Verhaltens fragen: Wie beurteilen die Gesprächspartner ihren eigenen Umgang mit Taschen? Wie beurteilen sie die Taschen und den Umgang mit Taschen bei ihren Mitmenschen? Wie schätzen sie andere in und nach ihrem alltäglichen Verhalten ein? Welche Wertkategorien liegen solchen Selbst- und Fremdbildern zugrunde?

Schon bei den ersten Fragen des Interviews nach einer festen Tasche für den Normalgebrauch werteten die Gesprächspartner dabei ganz von sich aus auch ihr Verhalten ausdrücklich und auch unwillkürlich. Öfter grenzten sie sich auch von anderen ab, um mit einem meistens negativen Gegenbild ihr eigenes Verhalten zu begründen, wie z.B. "wo ich alle meine Ausweise irgendwie so gesammelt drin hab. Manche ham des ja verstreut, aber ich hab des alles gesammelt." (1) Oder Hanni erzählte von einer Arbeitskollegin, die immer ihren Schlüssel sucht, von sich sagte sie aber: "Drum hab ich mein Wohnungsschlüssel in am Etui, ... des mach ich, daß ich net soviel suchen muß" (2). Um was geht es dabei? Eine Sammlung ist ein Ordnungssystem und auch die feste Aufbewahrung des Wohnungsschlüssels, um nicht suchen zu müssen, ist eine Form von Ordnung.

Die Gesprächspartner sprachen z.B. von Suchen und Finden (12), verstreut und gesammelt (1), vom Überblick über die Dinge und Nicht-wissen, wo was ist (16), von gepflegt und abgewetzt (9), vom Chaos in der Tasche oder der ordentlich eingeräumten Tasche (17), vom Verhau (21) oder der durchdachten Tasche (25), von schlampigen Leuten (26) und Pedanten (17). Alle diese Wörter beziehen sich auf die Kategorie Ordnung. Häufig redeten die Interviewpartner auch ganz direkt von ordentlichen Taschen und der Ordnung in der Tasche. Gelegentlich kam auch noch vor, ob der Umgang mit Taschen einem Bedarf oder Nutzen gerecht wird, also ob die Dinge alle nötig sind, ob es zuviele Dinge sind, ob sie nützlich sind. Die Kategorie "praktisch" (13) stand für eher funktionell als eitel orientierten Dinggebrauch. Aber die Kategorie Ordnung war der durchgehend dominierende Wertmaßstab.

Viele Gesprächspartner rechtfertigten ihren Taschengebrauch vor mir, obwohl ich von mir aus bewußt ihr Verhalten nicht wertete. Frau Wagstein (25) ging sogar soweit, ihr Verhalten ausführlich in einer Art Gewissenserforschung zu reflektieren: Sie überlegte, daß ihr Packverhalten "noch nicht so durchgedacht" sei. Dafür entschuldigte sie sich aber, daß sie "beruflich sehr eingespannt" sei und deshalb "die Konzentration im Privaten etwas nachläßt". Von diesem Nachdenken sagte sie:

"Und das sind nicht nur Fehler, sondern ich hab dann immer son bißchen Selbsterkenntnis in mein eigenen Charakter oder ähm in meine Lebngewohnheiten." Damit versucht sie zu bewältigen, daß ihr die Handtasche aus ihrem Büro gestohlen wurde. Im dauernden Reflektieren konstruiert sie sich ein idealeres Verhalten und Zukunftsregeln. Sie leitet daraus allerdings auch den Anspruch auf eine "Zeigefingerhaltung" ab: "Also ich hab einen wahnsinnig unordentlichen Bekannten ... und auch bei anderen schon teilweise beobachtet, die entweder Schwierigkeiten ham, was zu findn, und sie dann darauf aufmerksam zu machen, daß se doch so handhaben sollen, daß s`es immer wo bestimmtes hin tun." (25) Genauso hatte sie es zuvor von sich selber beschrieben. Ihr eigenes Verhalten empfiehlt sie auch anderen.

Durchgehend beurteilten die Interviewpartner andere nach den gleichen Maßstäben, die sie für sich anwandten. So erzählte z.B. Frau Huber, daß sie nicht soviel "Kruscht " dabeihaben möchte. Über andere sagte sie: "daß jemand immer ne riesige Handtasche dabei hat. Wo i mir denk: Was hat sie denn da alles drinn? ... Des brauchts doch net, des muß, kann doch vieles sofort zu Hause lassn." (23) Das eigene Verhalten wird dabei zur Regel ("muß") erhoben. Eine Frau (18), die selbst immer nur "das Nötigste" hat, sieht in den anderen genau sich selbst: "da muß ich ja ehrlich sagen, also ich seh da immer alles sehr unbedarft, die Leute, die eigentlich immer nur des nötigste Glump dabei habn." (18) Voraussetzung für solches Urteilen ist, daß man sich als ganz normal empfindet. Das ist meistens als ganz selbstverständlich nicht ausgesprochen oder steckt in Formulierungen wie "Ich mach es auch so ...". Wenn Interviewpartner andere typisierten, fragte ich, wie sie sich selbst einordnen würden. Darauf kam dann z.B. die Antwort: "Mei, i glaub als ganz normal. Mm, nix Außergewöhnliches." (14) Diese Frage erwies sich manchmal als schwierig. Sich selbst ausdrücklich und direkt zu klassifizieren, ist eher ungewöhnlich. Der Glaube, jemand ganz normaler zu sein, zu glauben, einer allgemeinen Ordnung zu entsprechen, verleiht offenbar Sicherheit.

Woher rührt nun dieser hohe und so dominante Stellenwert der Kategorie Ordnung? Die Gesprächspartner formulierten dafür die sicher sehr wichtigen funktionellen Gründe, daß Ordnung in den Dingen hilft, den Überblick über sie zu gewinnen und sich vor dem Suchen zu bewahren. Die unterschiedlichen Charaktere haben ihre je eigene Ordnung und ihre eigene Vorstellung von Ordnung. Sie sprechen aber alle von der einen Ordnung. Ein auch von den Gesprächspartnern gelegentlich verwendeter Gegensatzbegriff zu Ordnung ist Chaos. Chaos gilt als der Urzustand der Natur, bevor der Mensch eingriff. Durch sein Pflegen und Ordnen - die wörtliche Bedeutung des lateinischen colere, kultivieren - formte er das Chaos in Kultur um. Kultur ist so gesehen die vom Menschen geschaffene Ordnung der Welt, der Dinge. Sie bedeutet auch seine Herrschaft über die Schöpfung. Diese Ordnung muß jeder Mensch in seiner Entwicklung, in der Enkulturation, neu lernen. Das läßt ihn erst zu einem vollwertigen Mitglied der menschlichen

Gesellschaft werden. Die soziale Ordnung setzt Regeln voraus, die im Habitus bis in ganz persönliche Bereiche des einzelnen reichen. So muß jeder einzelne sein Verhalten ordnen. Ordnung kann dabei zwei Seiten haben für ihn: Sie kann seine Unter-Ordnung unter ein festes System von Ordren/Regeln bedeuten. Aber es kann auch heißen, daß er Ordnung setzt, Maßstäbe setzt und damit Macht ausübt. Die Ordnung der persönlichen Dinge kann damit eine Basis sein, um Verantwortung und Macht zu übernehmen. Ist aber nicht jeder ohnehin von Geburt an fest eingebunden in die Ordnung der Kultur? Kann er überhaupt ohne Ordnung sein? In gewissem Grade schon: Die Taschen der Kindheit sind noch nicht ordentlich. Die Pubertätstasche aus dem obigen Beispiel war eine bewußte Auflehnung gegen "legitime Ordnung"⁸³. Und einige der Gesprächspartner verweigerten sich auch als Erwachsene mit ihrer Antitaschenhaltung noch ein Stück weit solcher legitimer Ordnung und suchten eine eigene Form von Ordnung. Ist Nicht-Ordnung, Chaos eine reale Gefahr? Meine Gesprächspartner erlebten ihr "Chaos" wohl nicht direkt als Gefahr. Aber das Verlieren oder Vergessen von den Dingen, die der eigenen Ordnungsmacht unterliegen, kann ein Verstoß gegen die Regeln eigener Ordnung sein. Z.B. Frau Wagstein (25) hegte nach dem Diebstahl ihrer Tasche heftige Zweifel an ihrer Ordnungsfähigkeit. Insgesamt gesehen kann Ordentlich-Sein bedeuten, teilzuhaben an der Konstitution von Person, Gesellschaft und Kultur. Rührt daher vielleicht die große Betonung der Kategorie Ordnung bis in alltägliches Handeln hinein?

Nach solch grundsätzlichen Überlegungen zur Kategorie Ordnung soll es wieder etwas alltäglicher weitergehen mit der Beurteilung anderer in ihrem und durch ihr alltägliches Handeln. Dazu fragte ich die Interviewpartner: "Meinen Sie, daß es so typische Gewohnheiten oder Dinge gibt, auch Taschen nach denen sie ihre Mitmenschen einschätzen können? Kennen sie jemand, der auffällige oder eben typische Gewohnheiten hat, die gerade ihn ausmachen?" Auf solche Fragen bekam ich des öfteren gar keine Antwort oder eine Abfuhr, wie z.B.

"G: ... ich würde einen Menschen nicht danach beurteilen, was er mit sich trägt. M: Nein, nicht beurteilen im Sinne von aburteilen, ... daß ma des zufällig beobachtet ... G: Ich achte da gar nicht darauf." (10)

Dahinter steht die moralische Forderung: Man soll niemanden nach seinem Äußeren Beurteilen, allein das Innere, der Charakter ist wichtig. Jeder kann sich auch verkleiden. Jeder setzt aber mit Kleidung, Körperhaltung und seinem ganzen Habitus Zeichen für andere. Er sagt damit aus, wie er sich selbst sieht oder wie er gerne gesehen werden möchte. Selbst Verkleidungen sind meistens typisch für eine Person⁸⁴. Woher kommt dieser Widerspruch, daß solche Zeichen als Sprache gesetzt werden, aber nicht bewußt gelesen werden dürfen?

⁸³ Siehe Bourdieu, P.: Die feinen Unterschiede. 1982.

⁸⁴ Siehe Hoffman, H.-J.: Kleidersprache. 1985.

Einschätzung nach Zeichen des Habitus und moralische Wertung liegen auf zwei unterschiedlichen Ebenen. Beide sind gleichzeitig möglich. Aber über gesetzesmäßig formulierte, moralische Maßstäbe ist es möglich zu sprechen, über Zeichen des Habitus spricht man dagegen nicht. Sie "sprechen" selbst. Als dingliche Zeichen sind sie viel weniger hart und deutlich als die Sprache der Worte. Sie "lesen" zu können macht, viel vom sogenannten Alltagswissen aus. Ein Verständnis dafür begründeten die Gesprächspartner mit ihrer Lebenserfahrung: Frau Müller sagte: "ma registriert des im Laufe des Alter und der Zeit. Ma registriert des irgendwo, im im Vorbeischaun oder ... Über des denk ich nicht groß nach." (13) Frau Hemmer gestand mir ein: "Des hab ich eigentlich noch nie zu jemanden gesagt, aber des is ja eigentlich nicht weiter schlimm. Wenn ich einen Mann nicht einordnen kann, ob er ein Mann oder ein Herr is, dann schau ich die Schuhe an." (30)

Sie gibt damit einen Hinweis, woran sich ihre Einschätzung festmacht. Zehn der Interviewpartner äußerten sich dazu⁸⁵. Sie nannten die Gesamterscheinung, die Kleidung und Kleidungsteile, die Bewegungsart, das Gesicht, den Umgang mit Dingen und die Sprache einer Person. Zwei Beispiele sollen die Unterschiedlichkeit solcher Einschätzungen aufzeigen: Frau Müller (13) beschreibt die Leute, die zu ihr zum Reiten in den Pferdestall kommen:

"Es gibt, sag ma mal Leute, die sin absolut oberflächlich und denken nur an sich und an ihr Aussehen und so. Die ham ebn solche Sachn dabei und es gibt andre, die ham nur praktische Sachn dabei. ... es gibt höchstens zwei drei Kategorien. ... Es gibt Menschn, die laßn sich treibn. Es gibt Menschen, die lebn bewußter real. ... Dann kommen die Leute, die sind rein praktisch ausgerüstet. Und es gibt Leute, die müssn sich vorn Reitm noch die Nase pudern. ... Ja, die Möchtegern und die Eitlen und die ä die praktisch Veranlagten." (13)

Frau Müller macht ihre Einschätzung an Kleidung, Auftreten und Arbeitshaltung fest. Danach schätzt sie auch den Charakter der Leute ein. Frau Hemmer bewertet Männer und Frauen getrennt. Von Männern sagt sie:

⁸⁵ Zur Reichweite folgender Zusammenstellung siehe Anmerkung (Fußnote:Reichw)
 Zu den Merkmalen, an denen sich ihre Personenbeurteilung festmacht, äußerten sich: (11, 13, 14, 18, 20, 27, 28, 29, 30) 10
 Ich beurteile nach:
 - Kleidung (11, 14, 18, 20, 28, 30) 6
 - der Gesamterscheinung/allem (13, 18, 28, 30) 4
 - Gesicht, Blick (11, 27, 30) 3
 - Gang, Bewegung (11, 28) 2
 - Umgang mit Dingen (13, 18) 2
 - Nützlichkeit der Gegenstände (13, 18) 2
 - Schuhen (28, 30 nur Männer) 2
 - nur Frauen Schmuck (29, 30) 2
 - Sprache (30) 1
 - Männer nach Krawatten (30) 1
 - Farben (28) 1.

"Wenn ich einen Mann nicht einordnen kann, ob er ein Mann oder n Herr is, dann schau ich die Schuhe an. ... Nicht gepflegt, sondern man erkennt einfach einen Qualitätsschuh von einem normalen Schuh. Des sieht ma am ehesten. Ich sehs am meisten. Früher hab ich auch noch die Krawatten angeschaut, aber die sind also inzwischen kein Indiz mehr. ... was etwas ausgesagt hat über den Hintergrund. Also Beruf, ja der soziale Hintergrund. Während Anzüge und sowas kann man ja überhaupt nicht mehr sogn, im Gegenteil. ... Also beim Mann natürlich nicht auch blos die Schuhe und die Krawatte, sondern der ganze Habitus, des Gesicht, und vor allem, wie jemand spricht, ob er sich gewählt ausdrückt. ... Des hilft mir sehr, jemanden einzuordnen, weil des schon etwas über den Bildungsstand aussagt, auch etwas über eine gewisse innere Haltung. Des sagt etwas über Behutsamkeit und ja, wie sag ich das, Achtung, die er dem andern entgegen bringt da." (30)

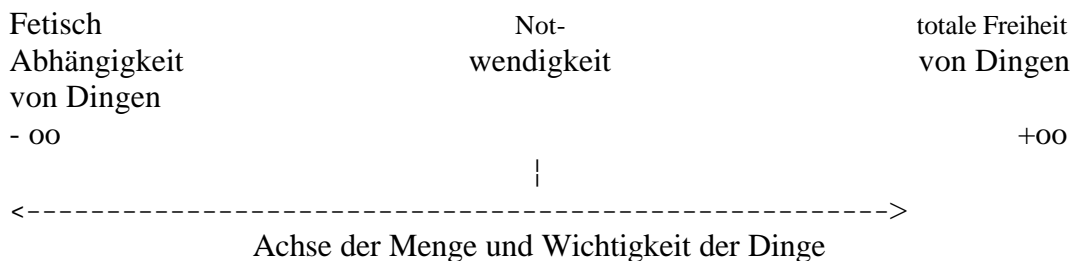
Frau Hemmer urteilt nach Kleidung, Gesicht und Sprache. Sie hat ihre Kategorien reflektiert und führt sie nicht einfach auf den Charakter zurück, sondern auf Beruf und Bildungsstand. Aber auch sie schließt aus Äußerem auf die innere Haltung. Beide Damen haben auch ihre eigenen Typen, in die sie ihre Mitmenschen einteilen. Immer wieder nahmen die Gesprächspartner Typisierungen zu Hilfe, um diffizile Wertungen einfacher und leichter ausdrücken zu können. Auch sich selbst typisierten sie im Laufe der Interviews gelegentlich. Ein 14-jähriges Schulmädchen (4), die jüngste Interviewpartnerin, hat z.B. eine klare Einteilung ihrer Klassenkameraden: Rucksäcke haben die, "mit denen, wo ich enger befreundet bin". "Ja, so normale Schulrängen, also so Cout. Aber des sin nich mehr soviele, wir sin ja schon achte Klasse." Cout-Schulranzen hätten eher Jüngere. Und Lederschultaschen hätten nur noch wenige. Unter ihren Freunden ist der Rucksack also auch ein Gruppenzeichen.

Solche ganz unterschiedlichen Typisierungen von Menschen und Dingen sind immer eine Vereinfachung komplexerer Wirklichkeit. Aber sind sie nicht nötig, um die Fülle von Eindrücken und Erfahrungen zu bewältigen? Thomas Luckmann schreibt hierzu:

"Typen sind Bestimmungen von Erlebnis- und Erfahrungselementen, die sich zu einem einheitlichen Bestimmungsganzen zusammenfügen. ... Jedenfalls entstehen Typen in der situationsadäquaten Lösung (wahrnehmungs- und/oder handlungsmäßig) problematischer Situationen, indem relevante Beziehungselemente zusammengefügt werden."⁸⁶

So kann auch frühere Erfahrung integriert werden. Das "Bestimmungsganze"/der Typ kann routinemäßig zur Bewältigung alltäglicher Situationen eingesetzt werden. Er erspart immer neue Entscheidungen.

Auf einer allgemeinen Ebene möchte ich die bei meinen Gesprächspartnern angelegten Typisierungen und meine eigenen Beobachtungen zu einer modellhaften Skala der Ding-Umgangs-Typen zusammenfassen, die die grundsätzlichen Blickrichtungen aufzeigen soll: Die Querachse steht für die den Dingen eingeräumte Bedeutung. Die idealtypische Mitte, den Nullpunkt, bilden notwendige Dinge. Der linke Pol ist Ding als Fetisch, Abhängigkeit von Dingen. Der entgegengesetzte Pol ist die totale Freiheit von den Dingen. Hier gibt es nur wenige oder keine Dinge mehr. Diese Skala sagt etwas aus über Relationen der Beziehungen zu Dingen. Für den je einzelnen ist aber relativ, was notwendig ist. Man kann also nie absolute Standpunkte auf der Skala festlegen. Auf einer anderen Ebene gegenteiliger Blickrichtung stehen links auf der Skala Dinge als Hilfe und ihnen zugeordnet die Begriffe Sicherheitsbedürfnis und Vorsorge. Auf der rechten Seite stehen hier Dinge als Last, kombiniert mit den Begriffen Vertrauen und Sorglosigkeit.



Diese Skala weist hin auf Extreme im Dinggebrauch: Beide Pole sind ideologisch aufgeladene Begriffe. Sie gehören nicht zum normalen Leben. Dinge als Fetische zu sehen, als magische Gegenstände mit göttlich gedachten Wirkkräften, kann eine psychisch krankhafte Art der Beziehung zu Dingen sein. Die totale Freiheit von den Dingen andererseits ist nicht lebbar. Selbst dem Heiligen Franz von Assisi gelang sie nicht vollständig. Noch am Sterbebett war es ihm ein Problem, daß er einen Habit trug. In religiösen Dimensionen gedacht entsprechen diese beiden Pole auch moralischen Bewerten von schlecht und gut: Abhängigkeit von selbstgemachten

⁸⁶ Luckmann, T.: Grundformen gesellschaftlicher Vermittlung des Wissens: Kommunikative Gattungen. In: Neidhardt, F.(Hrsg.): Kultur und Gesellschaft. 1986. S. 198.

und vergöttlichten Dingen ist im christlich-abendländischen Bedeutungsrahmen wird negativ bewertet. Die totale Freiheit von diesseitigen Dingen dagegen ist positives Ideal und kann Freiheit der Person bedeuten.

7. Die Tasche des Einzelnen

a) Persönliche Dinge

Bisher habe ich vorausgesetzt: Eine Tasche ist etwas Persönliches. Auch in den Interviews befand ich mich damit in voller Übereinstimmung mit meinen Gesprächspartnern. Keiner widersprach dieser Etikettierung. Sie entspricht allgemeinem Common sense. Aber was meint "persönlich" genau? Hat das etwas mit der Persona, dem Wesen einer Person, zu tun?

Rund die Hälfte der Interviewpartner bezeichneten ihre Tasche oder Dinge⁸⁷ in ihrer Tasche ausdrücklich als persönlich. Was ist so persönlich an diesen Gegenständen? Geld, Fotos, Kalender und Taschenmesser sind schon weiter oben besprochen: Geld kann Macht der Person bedeuten. Fotos können für ihre soziale Identität stehen. Kalender können die je eigen verfügbare Zeit und die Macht über die Zeit verkörpern. Und Taschenmesser und Feuerzeug können Zeichen für das Geschlecht sein. Briefe sind nur an eine ganz bestimmte Person gerichtet. Sie sind auch meistens in Kuverts verschlossen, so daß sie nur diese eine gemeinte Person öffnen darf und dann lesen kann. Schmuck und Kosmetik kann eine Person in ihrer persönlichen Eigenart betonen. Das sind mögliche Deutungsarten dieser "persönlichen Dinge" auf einer allgemein-symbolischen Ebene. Aber warum erwähnten dann jeweils nur so wenige der Gesprächspartner diese Dinge als besonders persönliche, wenn sie doch für alle diese symbolische Bedeutungen annehmen könnten?

Oft nannten die Interviewpartner diese Dinge nur als Beispiele oder Möglichkeiten. So antwortete z.B. eine Frau (5) auf die Frage, ob man bei ihr in die Tasche schauen dürfte:

⁸⁷ Zur Reichweite dieser Liste siehe Anmerkung (Fußnote:Reichw)

Als ausdrücklich persönlich bezeichnete Dinge:

- Geld (9, 16, 20, 22, 23, 25, 26) 7
- Briefe (5, 17, 23, 30) 4
- Adressen und Notizblock (11, 14, 16, 25) 4
- Kosmetika, Mundspray (19, 23, 27, 30) 4
- Fotos (5, 23, 30) 3
- Schmuck (20, 29, 30) 3
- Intimspray (2)
- Schuldschein (7)
- Feuerzeug (8)
- Taschenmesser (19)
- Buch (30)
- eigene Aufzeichnungen (30)
- alles in der Tasche (15).

"G: Ne, also da, ne also, da hät ich irgendwas dagegen.

M: Aha, und warum hat man da was dagegen?

G: Ja, da sin vielleicht, was ganz Persönliches drinnen, was n andern nichts angeht.

M: ... was is denn des ganz Persönliche?

G: Na, persönlich, denk ich, sin die Bilder, die die ich dabei hab, dann (Pause) hab ich vielleicht irgendwelche Sprüche drinn oder irgendwas. Kann ja auch n persönlichen Brief drinn habn," (5)

Es geht um ihre eigene Tasche und trotzdem muß sie ihre Aussage zweimal mit vielleicht abschwächen. Die persönlichen Dinge hat sie nicht unbedingt dabei, sondern sie spricht nur von der Möglichkeit, sie dabei zu haben. Macht nicht eher die Tasche als ganze den persönlichen Charakter aus? So wie diese Frau hatten die meisten Gesprächspartner Schwierigkeiten, zu benennen, was persönlich ist. Viele nannten die ganze Tasche persönlich. Eine Frau (15) meinte, alle Dinge in ihrer Tasche seien persönlich. Gleichbedeutend mit persönlich verwendeten die Gesprächspartner auch oft die Adjektive privat und gelegentlich intim oder tabu. Auch sie benennen nur und erklären nicht.

Ich kann nur ausgehen von den wenigen in Sprache gefaßten Andeutungen: Hanni (2) spricht von "persönlichen Sachen, die ein anderen nichts angeht", eine andere Frau (10) sagt: "Die Tasche gehört mir oder einem anderen. Was der mitträgt, ist sein Bereich." Beide betonen die Abgrenzung von anderen. Eigentum ist dabei eine besonders starke Form der Abgrenzung. Hanni gesteht auch zu: "A jeder soll sein, seine persönliche Note haben, wie er will." Frau Schmidt (17) betont, in ihrer Wohnung sei "alles nicht so wertvoll", aber es gibt für sie einige wenige Dinge, von denen sie sagt: "... die mag ich einfach." Diesen beiden geht es um den eigenen Willen und die bewußte Auswahl. Das sind zwei Komponenten von Selbststeuerung. Gleichzeitig spricht Frau Schmidt aber auch von ihrer positiven Beziehung zu den persönlichen Dingen. Das ist auch in folgenden Aussagen enthalten: Eine Dame (27) aus dem Altenheim meint, ihre persönlichen Dinge seien die sie umgebenden "Lieblingsgegenstände". Bei einer Familienmutter (18), die nur sehr wenige Dinge ganz persönlich, nur für sich hat, ist solch eine Beziehung noch weiter gesteigert: Sie sagte: "des sin so gewisse wichtige Dinge, die ich einfach brauche." Persönlich kann auch meinen, wie die Dinge durch den eigenen Gebrauch beeinflußt und geprägt sind: Frau Wagstein (25) befürchtete nach dem Diebstahl ihrer Handtasche, daß nun "private Dinge ... so Dinge, mit denen ich sorgfältig umgehe, jetzt ... eben mißachtet werden".

In all diesen Formulierungen meint "persönlich" verschiedene Formen des Selbstbezugs. Eine Witwe (29) aus dem Altenheim brachte alle diese Aspekte auf den Punkt: Mit ihrem Mann hatte sie alles gemeinsam. Aber jeder hatte seine "persönlichen Daschen", deren Inhalt auch der anderen jeweils kannte. Dennoch achtete jeder die Tasche des anderen und schaut nie hinein. Unverständlich fragte ich: "Ja, und was is dann des Persönliche daran?" Darauf antwortete sie: "Des

Persönliche is, daß ma vertraut." Bei allen diesen Äußerungen war "persönlich" eine Beziehungsaussage: über die Beziehung des Selbst zu den Dingen. "Persönlich" kann damit eine Qualität des Umgangs mit den Dingen meinen. Im letzten Beispiel wird die Beziehung zu den Dingen und die Beziehung zum anderen Menschen eins. So kann sich die Qualität "persönlich" kaum in den als persönlich etikettierten Dingen alleine materialisieren, sondern erst im Umgang der Menschen mit ihnen ganz verwirklichen.

b) Der Tabubereich Tasche

Um mich dem Umgang mit der persönlichen Tasche als Bereich der Abgrenzung zu nähern, fragte ich indirekt: Interessieren sie sich für die Taschen anderer? Würden sie in Taschen anderer hineinschauen? Dürfte jemand in ihre Tasche hineinschauen? Dazu konnten nahezu alle Interviewpartner etwas sagen. Für sie alle ist eine Tasche anderer etwas, das sie achten, in das sie nicht ohne weiteres hineinschauen. So etwas doch zu wagen, ist nur in wenigen Situationen unter Vertrauten üblich oder möglich: "Also ich würds nie bei andern machn, daß ich da in irgendwelche Handtaschen reinschau. Es sei denn eine Freundin sagt: `Hol mal des und des!` Des is kein Problem, sonst würd ich des nie machen." (15) Für viele ist ihre Tasche etwas, das sie sich vorbehalten. Die Wahrung dieser Grenzsetzung fordern sie von anderen ein. Am deutlichsten formulierte das eine gehbehinderte, ältere Dame (10). Sie sagte von ihrer Tasche: "Ja, des is mein Tabubereich. Und darin hat niemand etwas zu suchn." Das gilt auch für ihre Kinder und Enkel. Nach der schmerzlichen Erfahrung, daß ihr die Tasche entrissen worden war, urteilte sie: Handtaschenraub, das ist "ein Raub, der die intimste Sphäre berührt". Für manche dagegen ist ihre Tasche etwas, das Vertrauten offen steht. Frau Huber antwortete auf die Frage, ob ihre Familie in ihre Handtasche schauen darf: "Ja, ja ohne weiteres. ... Also mei, also grad meine Töchter, die jüngste, die hat immer wieder so an Geldzählfimmel, die sucht dann die Geldbeutel aus den Taschen raus und zählt nach, was wieviel Geld jetzt jeder in der Tasche hat." (23) Die familiäre Offenheit reicht hier sogar bis zum Geldbeutel. Einige Beispiele von Familien lagen ähnlich: Im Raum familiären Vertrauens gibt es diese Grenzziehung um Taschen oft nicht, aber sie wird doch eingehalten. (Siehe letztes Beispiel des vorigen Punktes III.7.a)

Aber gerade in solch lockeren Beziehungen erzählten die Betroffenen immer wieder von anderen abgegrenzten Bereichen: Möglichst vorsichtig fragte ich eine Familienmutter (18) nach ihrer persönlichen Tasche. Darauf sie: "Ach was. Ich kenn viele Frau, die stülpen des immer aus, wens nix finden." Sie selbst benützt keine Handtaschen. Aber von ihrem Schreibtisch sagte sie: "Da darf niemand ran, nein. Da flipp ich aus, wenn da einer ran ging. Es is egal, ob des a Radiergummi is oder, is wurscht." (18) Sie, die sich sonst so locker gibt, ist hier besonders streng.

So sicherten sich alle ihren persönlichen Bereich: Sei es eine Schublade, ein Kästchen oder eben die eigene Tasche. Die Form hängt von Mentalität und Lebensumständen des einzelnen ab. Solch ein persönlicher Bereich ist oft mit Verboten belegt. Vielfach sagten die Gesprächspartner, es sei nichts Besonderes darin, und doch wollten sie nicht, daß andere ohne weiteres hinein schauen. Wichtig ist die Möglichkeit, daß solch ein Bereich geschlossen oder verschlossen werden kann. Die Dunkelheit in einer Tasche macht die Dinge darin auch noch unsichtbar. Eine Tasche läßt sich so als Schutzbereich des einzelnen interpretieren. Sie ist so ein dem einzelnen unterstellter Raum, über den er Nutz- und Verfügungsgewalt hat. Er kann die Persönlichkeit ins Räumliche erweitern. Wichtig ist die damit offengehaltene Möglichkeit eines Schutzes und Abschlusses, nicht die Dinge selbst. Geschützt wird die Individualität des einzelnen, also seine persönliche Eigenart, seine Persona/sein Wesen. Diese Funktion konstituiert sich durch den Anspruch des Eigentümers und den Respekt der anderen. Einige Interviewpartner haben deshalb die Interpretation vorgegeben, die eigene Tasche als Tabubereich zu sehen.

Der Begriff Tabu ist heute jedoch vielfach negativ belegt. Man will "ein Tabu mutig in Angriff nehmen" oder "überlebte Tabus abbauen"⁸⁸. Der ursprünglich aus Polynesien stammende Begriff war noch ambivalent: Er meinte einerseits heilig und geweiht und andererseits unheimlich, gefährlich, verboten und unrein. Die Ziele können sein: der Schutz bedeutsamer Personen, die Sicherung der Schwachen, der Schutz gegen Gefahren oder die Sicherung vor Störungen.⁸⁹ Sigmund Freud nahm von diesem Begriff nur eine Seite auf. Seine Sicht bestimmt noch heute weitgehend unsere Tabuvorstellung, vor allem in der Anwendung auf sexuelle Probleme. Freud setzte Tabu und Zwangsneurose gleich. Ein "unreiner" Trieb ist mit einem Tabu belegt. Damit ist die negative Seite betont.

Ich meine, es ist aber längst an der Zeit, diese negative Bewertung aufzugeben und zu einem weiteren, neuen Tabubegriff zu finden: Ein Tabu kann zum nötigen Schutz des einzelnen werden. Es steht vor den ambivalenten Gefühlen von zerstörerischer Neugierde und freiwilligem Respekt, von Offenheit und Isolation. Mit der eigenen Tasche als Tabubereich läßt sich ein Stück weit das jedem zustehende Recht auf Schutz seiner Persönlichkeit im Alltag verwirklichen. Braucht nicht gerade in unserer heutigen Massenkultur der einzelne für seinen Alltag einen dinglich-konkreten Freiraum?

⁸⁸ Siehe Stichwort tabu. In: Röhrich, Lutz: Lexikon sprichwörtlicher Redensarten. Bd 2 1973. S. 1054 - 1055.

⁸⁹ Diese Begriffsbestimmung referrierte ich von Freud, Sigmund: Totem und Tabu. 1924. S. 26 - 28.

Literaturliste

Amt der Vorarlberger Landesregierung (Hrsg.): Kleider und Leute. Vorarlberger Landesausstellung 1991 Renaissance-Palast Hohenems 11. Mai - 27.10.1991. Bregenz 1991.

Apel, Friedmar: Angezogen - Ausgezogen. Bilder und Texte zum inszenierten Leben. Berlin 1984.

Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.): Kommunikative Sozialforschung. Alltagswissen und Alltagshandeln, Gemeindemachtforschung, Polizei, Politische Erwachsenenbildung. München 1976.

Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. Reinbeck 1973.

Assendorf, Christoph: Batterien der Lebenskraft: zur Geschichte der Dinge und ihrer Wahrnehmung im 19.Jahrhundert. Gießen 1984. (= Werkbund-Archiv, 13).

Bachem, Bele: Magisches Taschentuch. Bilder und Worte. München 1959.

Bächtold-Stäubli, Hans (Hrsg.): Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens. Berlin, New York 1986.
(= Reprint von Berlin, Leipzig 1927 - 1942).

Baudrillard, Jean: Das System der Dinge. Über unser Verhältnis zu den alltäglichen Gegenständen. Frankfurt, New York 1991. (= Dersb.: Das Ding und das Ich. Gespräch mit der täglichen Umwelt. Wien 1974.)

Bausinger, Hermann: Feierabend. In: Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung, Bd. 7/8(1978).

Bausinger, Hermann (Hrsg.): Flickwerk. Reparieren und Umnutzen in der Alltagskultur. Stuttgart 1983.

Bausinger, Hermann: Kulturelle Identität - Schlagwort und Wirklichkeit. In: Bausinger, Hermann(Hrsg.): Ausländer - Inländer. Arbeitsmigration und kulturelle Identität. Tübingen 1986. (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Institutes der Universität Tübingen, 67). S. 141 - 159.

Bausinger, Hermann: Zur kulturalen Dimension von Identität. In: ZfVk 73(1977). S. 210 - 215.

Bayerische Versicherungskammer (Hrsg.): Modisches aus alter Zeit. Accessoires aus vier Jahrhunderten. Fachsammlung des Bayerischen Nationalmuseums München. München 1979.

Bayerisches Polizeiaufgabengesetz.

Becker, Franziska: Dinge als heimliche Erinnerungsträger. In: Bönisch-Brednich, Brigitte; Brednich, Rolf Wilhelm und Gerndt, Helge (Hrsg.): *Erinnern und Vergessen. Vorträge des 27. Deutschen Volkskundekongresses Göttingen 1989.* Göttingen 1991. S. 295 - 303.

Belting, Hans: *Bild und Kult. Eine Geschichte des Bildes vor dem Zeitalter der Kunst.* München 1990.

Berger, John und Mohr, Jean: *Eine andere Art zu erzählen.* München, Wien 1984.

Berger, John: *Das Leben der Bilder oder die Kunst des Sehens.* Berlin 1980/1981.

Bourdieu, Pierre und andere: *Eine illegitime Kunst. Die sozialen Gebrauchsweisen der Fotografie.* Frankfurt/Main 1981.

Bourdieu, Pierre: *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft.* Frankfurt/Main 1982.

Braun-Ronsdorf, Margarete: *Die Tasche.*
In: *Ciba-Rundschau* November 1956, Nr.129. S. 2 - 31.

Breitenacher, Michael: *Leder- und Schuhindustrie. Strukturelle Probleme und Wachstumschancen.*
Berlin, München 1967. (= IFO-Institut für Wirtschaftsforschung. *Struktur und Wachstum.* Reihe Industrie, Heft 18).

Bundesgesetzblatt in der Fassung vom 21. April 1986.

Burckhardt-Seebass, Christine: *Zeichen im Lebenslauf.* In: Köstlin, Konrad und Bausinger, Hermann (Hrsg.): *Umgang mit Sachen. Zur Kulturgeschichte des Dinggebrauchs.* 23. Deutscher Volkskundetag in Regensburg 6. - 11.10.1981. Regensburg 1983. S. 267 - 281.

Csikszentmihalyi, Mihaly und Rochberg-Halton, Eugene: *Der Sinn der Dinge. Das Selbst und die Symbole des Wohnbereichs.* München, Weinheim 1989.

Deneke, Bernward: *Erinnerung und Wirklichkeit - Zur Funktion der Photographie im Alltag.* In: Köstlin, Konrad und Bausinger, Hermann (Hrsg.): *Umgang mit Sachen. Zur Kulturgeschichte des Dinggebrauchs.* 23. Deutscher Volkskundetag in Regensburg 6. - 11.10.1981. Regensburg 1983. S. 241 - 257.

Diagnose: Intensivstation. *Die modische Damentasche und die Position des Lerwarenfachhandels aus der Sicht des Verbrauchers. Ergebnisse einer Untersuchung der BBE-Unternehmensberatung.* In: *Lederwaren Report.* Offizielles Organ des Bundesverbandes des Deutschen Lederwaren-Einzelhandels e.V. 40(1988).S. 31 - 38.

Dornheim, Jutta: Kranksein im dörflichen Alltag. Soziokulturelle Aspekte des Umgangs mit Krebs. Tübingen 1983. (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Institutes der Universität Tübingen, 57).

Drengwitz, Elke: Mode und Selbstdarstellung. Eine soziologische Studie über das Bekleidungsverhalten der Frauen in der BRD. Hamburg (Dissertation) 1986.

Ehlich, Konrad und Rehbein, Jochen: Halbinterpretative Arbeitstranskription (HIAT). In: Linguistische Berichte. Jg 1976, Heft 45. S. 21 - 41.

Elestici, Letizia Bordignon: Borse e valigie. Milano 1989.

Elias, Norbert: Über den Prozess der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Frankfurt/Main 171992.

Elias, Norbert: Zum Begriff des Alltags. In: Hammerich, Kurt und Klein, Michael (Hrsg.): Materialien zur Soziologie des Alltags. Opladen 1978. S. 22 - 29.

Fél, Edith und Hofer, Tamás: Bäuerliche Denkweise in Wirtschaft und Haushalt. Eine ethnographische Untersuchung über das ungarische Dorf Atany.

Fél, Edith und Hofer, Tamás: Das Ordnungsgefüge bäuerlicher Gegenstände am Beispiel des Aussteuer in Kalotaszentkiraly (Siebenbürgen). In: Foltin, Hans Friedrich; Greverus, Ina-Maria und Schwebel, Joachim (Hrsg.): Kontakte und Grenzen. Göttingen 1969.
(= Festschrift für Gerhard Heilfurth zum 60. Geburtstag). S. 367 - 384.

Fél, Edith und Hofer, Tamás: Geräte der Atanyer Bauern. Kopenhagen 1974.

Foster, Vanda: Bags and Purses. London 1982.
(= Ribeiro, Aileen(Hrsg.): The Costume Accessoires Series).

Freud, Sigmund: Totem und Tabu. Arbeiten zur Anwendung der Psychoanalyse. Leipzig 1924.

Geertz, Clifford: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehn kultureller Systeme. Frankfurt/Main 1983.

Gerndt, Helge: Kultur als Forschungsfeld. Über volkskundliches Denken und Arbeiten. München 1986.
(= Münchner Beiträge zur Volkskunde, Bd 5).

Giddens, Anthony: Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung. Frankfurt/Main, New York 1988.

Giedion, Siegfried: Die Herrschaft der Mechanisierung. Ein Beitrag zur anonymen Geschichte. Frankfurt/Main 1982.

Glaser, Hermann; Lehmann, Jakob und Lubos, Arno: Wege der deutschen Literatur. Eine geschichtliche Darstellung. Frankfurt/Main, Berlin und Wien 1984.

Goffmann, Erving: Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. München 1991.

Haertig, Evelyn: Antique combs and purses. Carmel, California 1987.

Hoffmann, Hans-Joachim: Kleidersprache. Eine Psychologie der Illusionen in Kleidung, Mode und Maskerade. Frankfurt/Main, Berlin, Wien 1985.

Hugger, Paul: "Der schöne Augenblick". Schweizer Photographen des Alltags. Zürich 1989.

Kallinich, Joachim: "Fotos sind schön und schwer zugleich". Anmerkungen zu Fotografie und Lebensgeschichte. In: Jeggle, Utz; Kaschuba, Wolfgang; Korff, Gottfried; Scharfe, Martin und Warneken, Bernd Jürgen (Hrsg.): Tübinger Beiträge zur Volkskultur. Tübingen 1986. S. 285 - 300.

Korff, Gottfried; Rexer, Manfred und Roller, Hans-Ulrich (Redaktion): 13 Dinge. Form Funktion Bedeutung. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Museum für Volkskultur in Württemberg Waldenbuch Schloß 3.10.1992 - 28.02.1993. Stuttgart 1992.

Köstlin, Konrad und Bausinger, Hermann (Hrsg.): Umgang mit Sachen. Zur Kulturgeschichte des Dinggebrauchs. 23. Deutscher Volkskundetag in Regensburg 6. - 11.10.1981. Regensburg 1983.

Kramer, Karl-Sigismund: Zum Verhältnis zwischen Mensch und Ding. Probleme der volkskundlichen Terminologie. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 58(1962). S. 91 -101.

Kunt, Ernö: Lichtbilder und Bauern. Ein Beitrag zu einer visuellen Anthropologie. In: ZfVk 80(1984). S. 216 - 228.

Kuntz, Andreas: Erinnerungsgegenstände-Biographische Objekte. Über die Bedeutung von Gegenständen bei der erzählten Rekonstruktion der eigenen Lebensgeschichte. In: Beiträge zur Deutschen Volks- und Altertumskunde 25(1986/87). S. 59 - 70.

Kuntz, Andreas: Erinnerungsgegenstände. Ein Diskussionsbeitrag zur volkskundlichen Erforschung rezenter Sachkultur. In: Ethnologia Europaea XX.1(1990). S. 61 - 80.

Kuntz, Andreas: Objektbestimmte Ritualisierung. Zur Funktion von Erinnerungsobjekten bei der Bildung familiärer Geschichtstheorien. In: Bönisch-Brednich, Brigitte; Brednich, Rolf Wilhelm und Gerndt, Helge (Hrsg.): *Erinnern und Vergessen. Vorträge des 27. Deutschen Volkskundekongresses Göttingen 1989.* Göttingen 1991. S. 219 - 234.

Kuntz, Andreas: Zur objektbestimmten Ritualisierung familiärer Geschichtsarbeit. Drei Beispiele zum Thema Erinnerungsgegenstände und Lebensgeschichte. In: *BIOS Heft2(1989).* S. 207 - 219.

Lehmann, Albrecht: Über tabuisiertes Erinnern: Gruppenbild mit Hitler. In: Heidrich, Hermann (Hrsg.): *Biographieforschung.* Bad Windsheim 1991. S. 61 - 76.

Link, Alexander: "Schrottelzeit". Nachkriegszeit in Mainz. Mainz 1990. (=Studien zur Volkskultur in Rheinland-Pfalz, 8).

Lipp, Carola: Alltagskulturforschung im Grenzbereich von Volkskunde, Soziologie und Geschichte. Aufstieg und Niedergang eines interdisziplinären Forschungskonzepts. In: *ZfVk 89(1993/I).* S. 1 - 53.

Luckmann, Thomas: Grundformen der gesellschaftlichen Vermittlung des Wissens: Kommunikative Gattungen. In: Neidhardt, Friedhelm; Lepsius, Rainer M. und Weiss, Johannes (Hrsg.): *Kultur und Gesellschaft.* Opladen 1986. S. 191 - 211.

Maus, Marcel: Die Techniken des Körpers. In: Silbermann, Alphons (Hrsg.): *Kulturanthropologie.* Düsseldorf, Wien 1972. S. 91 - 108.

Mead, George Herbert: Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus. Frankfurt/Main 1973.

nstgeschichte. Stuttgart 1948, Bd II. Spalte 452 - 457.

Projektgruppe Göttingen: Geschlechtsspezifische Muster der Raum- und Dinganeignung. In: Heinrich, Bettina und andere (Hrsg.): *Gestaltungsspielräume.* 4.Tagung der Kommission Frauenforschung in der Volkskunde. Tübingen 1992. S. 108 - 130.

Röhrich, Lutz: Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten. Freiburg, Basel, Wien 1973.

Röthlingshöfer, Karl Ch.: Lederverarbeitung: Strukturwandlungen und Entwicklungsperspektiven. Berlin, München 1984. S. 216 - 228.

Schank, Gerd und Schwitalla, Johannes: Gesprochene Sprache und Gesprächsanalyse. In: Althaus, Hans Peter; Henne, Helmut und Wiegand, Herbert Ernst (Hrsg.): Lexikon der Germanistischen Linguistik. Tübingen ²1980. S. 313 - 322.

Scharfe, Martin: Über "private" und "öffentliche" Zeichen und ihren soziokulturellen Kontext. In: Köstlin, Konrad und Bausinger, Hermann (Hrsg.): Umgang mit Sachen. Zur Kulturgeschichte des Dinggebrauchs. 23. Deutscher Volkskundetag in Regensburg 6. - 11.10.1981. Regensburg 1983. S. 282 - 285.

Schiaffino, Mariarosa: O La borsa O la borsetta. Milano 1986.

Schloz, Thomas: Sehbares, Greifbares, Fühlbares. Vom Umgang mit Gegenständen, dem Bezug zu Sachen und dem Leben mit den Dingen. Tübingen (ungedruckte Magisterarbeit) 1984.

Schütz, Alfred und Luckmann, Thomas: Strukturen der Lebenswelt. Frankfurt/Main 1979.

Selle, Gerd und Boehe, Jutta: Leben mit den schönen Dingen. Anpassung und Eigensinn im Alltag des Wohnens. Reinbek 1986.

Sontag, Susan: Über Fotografie. Frankfurt/Main 1987.

Spiegel-Verleger Augstein, Rudolf (Hrsg.): Outfit. Kleidung, Accessoires, Duftwässer. Einstellungen, Stilpräferenzen, Marktorientierung, Kaufverhalten, soziales Milieu. (= Spiegel Dokumentation). Hamburg 1986.

Spiegel-Verleger Augstein, Rudolf (Hrsg.): Outfit. Kleidung, Accessoires, Duftwässer. Einstellungen, Stilpräferenzen, Marktorientierung, Kaufverhalten, soziales Milieu. (= Spiegel Dokumentation). Hamburg 1990. (= zeitliche Aktualisierung der Umfrage von 1986)

Tolksdorf, Ulrich: Strukturalistische Nahrungsforschung. Versuch eines generellen Ansatzes. In: Ethnologia Europaea 9(1976), S. 64 - 85.
Kommentare dazu ebenda, S. 86 - 122.

Wander, Karl Friedrich Wilhelm: Deutsches Sprichwörter - Lexikon. Ein Hausschatz für das Deutsche Volk. Darmstadt 1964. (= Reprint von Leipzig 1867).

Weber-Kellermann, Ingeborg: Saure Wochen - Frohe Feste. Fest und Alltag in der Sprache der Bräuche. München, Luzern 1985.

Weingarten, Elmar; Sack, Fritz und Schenkein, Jim (Hrsg.): Ethnomethodologie. Beiträge zu einer Soziologie des Alltagshandelns. Frankfurt/Main 1979.

Wentzel, Hans: Almosentasche. In: Reallexikon zur Deutschen Kunstgeschichte. Stuttgart 1937, Bd I. Spalte 394 - 402.

Wentzel, Hans: Beutel. In: Reallexikon zur Deutschen Ku

: Erläuterungen zur Tabelle auf S. 106

1. Chronologische Nummer des Interviews
2. Fiktiver Name
3. Geschlecht: w=weiblich, m=männlich
4. Alter
5. Familienstand: v=verheiratet,
l=ledig,
g=geschieden oder dauernd getrennt lebend,
w=verwitwet.
6. Beruf(e) in der Begrifflichkeit der Gesprächspartner,
Reihenfolge: Abschlüsse, ausgeübte Berufe;
v: Beruf des Partners, falls erwähnt
7. Aktueller Lebens- oder Berufsstand: h=Hausfrau,
a=in Ausbildung
hm=Hausfrau und Mutter,
r=in Rente,
b=voll berufstätig,
t=teilzeitbeschäftigt (hier auch alle
teilzeitbeschäftigten Rentner und
Hausfrauen)
8. Stichwort: äußeres Merkmal oder
Kurzcharakterisierung oder
inhaltlicher Schwerpunkt des Interviews/Lieblingsthema

Zusammenfassung:

1. 31 Befragte in 30 Interviews
2. -
3. 26 Frauen und f Männer
4. zwischen 14 und 96 Jahren alt, durchschnittlich 55 Jahre
5. 11 ledig, 11 verheiratet, 6 verwitwet und 3 geschieden/dauernd getrennt lebend
6. aus allen Sozialschichten
7. 1 allein Hausfrau,
1 Hausfrau und Mutter,
2 in Ausbildung,
7 teilzeitbeschäftigt,
8 voll berufstätig,
12 in Rente.

1. Nr.	2. Fikt. Name	3*	4*	5*	Beruf(e)*	7*	8. Stichwort*
1		w	25	l	Studentin	a	spricht wasserfallartig
2	Hanni	w	53	l	Buchhalterin	b	singt im Kirchenchor
3	Georg	w	77	w	Hilfsarbeiterin, Kellnerin; v: städtischer Arbeiter	r	alte, kleine Frau
4		w	14	l	Gymnasiastin; Vater: Schreinermeister	a	etwas schüchtern
5		w	58	g	Kontoristin, Hausfrau; v: Prüfkundiger bei Agfa	hm, t	mit Jesusfischbrosche
7	Kinker	w	38	g	Lebensmittelverkäuferin	b	Unfall/Vergewaltigung
8		m	35	l	Koch, Küchenchef	b	Holländer, Globetrotter
9	Berger	m	62	v	Elektroinstallateur, Ampelbauer	r	Diabetiker, kinderlos
10		w	64	v	Hausfrau; v: Inspektor bei den Stadtwerken	h	im Trachtenverein
11		w	51	g	Sporttrainerin, Krankenpflege, Verkäuferin	r	Psycho, Berlinerin
12		w	49	v	Kinderkrankenschwester, Tagesmutter; v: Lehrer	hm, t	Hausbesuch, ging nicht aus sich heraus
13	Müller	w	53	v	Verwaltungsangestellte, v: Sachverständiger im Arbeitsamt München	r	Tierschutz, Pferdestall
14		w	27	l	Zahnarzthelferin	b	junge Frau, liebt Nipestierle
15		w	40	l	Postbeamtin	t	kündigte Beamtenstelle, Lebenswende
16	Waigel	m	47	v	Leiter einer Versicherungsdruckerei, v: Kinderkrankenschwester	b	eitel, Fußballfan
17	Schmidt	w	34	v	Betriebswirtin, Verkaufsberaterin, v: Betriebswirt bei der Post	b	sehr redegewandt
18		w	44	v	Gastronomiekauffrau, Hausfrau; v: Pharmareferent	hm	Familienmutter, praktisch
19		m	61	v	Maurermeister, Berufsschullehrer; v: selbständige Schreibwarenhändlerin	r, t	als Hobby Radiosprecher
20	Mayer	w	48	w	Näherin, Hausfrau, Gemüseverkäuferin	h, t	erst kurz Witwe
21		w	44	v	Beamtin bei der Landesversicherungsanstalt; v: ebenso	t	Zweierinterview
21m		w	78	w	Lebensmittelverkäuferin	hm, r	Zweierinterview
22		m	44	v	Bauarbeiter auf Montage; v: Hausfrau	b	mit philippinischer Frau verheiratet
23	Huber	w	43	v	Realschullehrerin für Sprachen, VHS-Dozentin, v: Lehrer	hm, t	fahren oft mit Campingbus in Urlaub
24		w	85	w	Haushälterin, Hausfrau	r	sudetendeutscher Akzent
25	Wagstein	w	52	l	Verlagslektorin	b	beruflich sehr eingespannt
26	Schulze	w	96	l	Büroangestellte	r	kraftvolle Persönlichkeit
27		w	87	l	Verwaltungsangestellte	r	schon etwas verwirrt
28	Kurz	w	82	l	Kindergärtnerin	r	fast blind, naturliebend
29		w	80	w	selbständige Wäschestickerein mit Mann zusammen	r	überaus ordentliches Zimmer
30	Hemmer	w	65	l	Seminarlehrerin für Hauswirtschaft und Handarbeit	r	energisch, gebildet
31	Bader	w	69	w	Büglerin	r	hat Asthma

Anhang II: Interviewleitfaden

Vorbemerkungen:

Die Fragen sind größtenteils nur als Anstoß zum Erzählen gedacht. Ziel ist es, daß der Gesprächspartner selbständig seinen Umgang und seine Meinung zu seinen und anderer Leute Taschen und/oder Dingen, die man mit sich herum trägt, erzählt. Alle Fragen passen nicht für alle Interviewpartner. Auch die Reihenfolge ist fast beliebig. Ich frage nur jeweils nach den großen Bereichen. Sehr viele der Fragen gehen von einer "festen Handtasche" aus. Jeweils die passenden Fragen sind auszuwählen. Mögliche Aspekte an Antworten sind nur gedacht als Hinweise für den Fall, daß der Interviewpartner Hilfestellung braucht.

Gedacht ist an eine Befragungssituation im Handtaschenbüro des Münchner Fundamtes.

Einladung:

Grüß Gott. Ich schreibe meine wissenschaftliche Abschlußarbeit über das, was man alltäglich mit sich herum trägt, am Beispiel der Handtasche. Dafür suche ich Personen, die zu einem etwa halbstündigen Interview bereit sind.

Darf ich Sie darum bitten. Wir können das Gespräch gleich hier im Nebenraum führen, oder wir vereinbaren einen Termin. Ich kann bei Ihnen vorbei kommen, oder Sie kommen zu mir.

Einleitung:

Vorab kurz etwas Technisches: Weil ich nicht so schnell mitschreiben kann, möchte ich gern unser Gespräch auf Band aufnehmen. So kann ich besser zuhören. Erlauben Sie dies?

Was Sie mir erzählen werde ich in keinsten Weise gegen Sie verwenden. Ich will auch nicht irgendwelches Wissen abfragen, sondern nur Ihre alltäglichen Erfahrungen und Meinungen hören.

Wenn Sie möchten anonymisiere ich in meiner Arbeit Ihre Daten: D.h. ich verwende einfach statt Ihrem Namen eine Nummer oder einen erfundenen Namen.

1.Fragen zum aktuellen Fall im Fundamt

- Warum sind Sie hier im Fundamt?
um etwas abzugeben
um etwas abzuholen
um nach etwas Verlorenem zu fragen
- Warum haben Sie die Mühe auf sich genommen, hierher aufs Fundamt zu gehen?

Finderlohn
 materieller Verlust
 persönlicher Verlust

- Was haben Sie verloren oder gefunden?
(Hier will ich nur eine kurze Vorinformation.)
- Wie haben Sie das verloren oder gefunden?
- Wann/ Wie oft benutzen Sie diese Tasche?
(Diese Frage soll abklären, ob es sich um eine feste Handtasche handelt oder nicht.)

2. Fragen zu Stichwort Tasche im Allgemeinen

- Was fällt Ihnen ganz spontan zum Stichwort "Tasche" ein?
 Handtasche
 Hosentasche
 Beutel
 Koffer
 Diebstahl

Wenn ich im folgenden von Tasche spreche, kann jedes Behältnis, in dem man etwas herumträgt gemeint sei. Das ist z.B. auch eine Einkaufstasche oder Hosentasche.

- Wie würden Sie "Handtasche" definieren?
 mögliche Aspekte: etwas von/für Frauen
 in der Hand
 lederne Umhängetasche
 modisches Accessoire: gehört zur vollständigen Kleidung

Variante: Einleitungsfragen nicht im Fundamt

- Haben Sie solch eine Handtasche?
 Wie benutzen Sie diese? (fest: ja oder nein)
 Ist Ihnen diese Handtasche schon einmal geklaut worden, oder haben Sie sie verloren?
 oder: Stellen Sie sich doch bitte einmal vor, Ihnen wird im Urlaub Ihre Tasche mit allem Wichtigen darin gestohlen!

3. Zum Inhalt einer "festen Tasche"

- Was hätten Sie da alles dabei?
- im Fundamt: Könnten Sie aus dem Gedächtnis sagen, was Sie in der verlorenen Tasche alles darin hatten?
 Auch die vielen kleinen Dinge sind interessant.

- Haben Sie das immer dabei?
- Warum haben sie gerade diese Sachen dabei?
Was ist Ihnen davon besonders wichtig, unentbehrlich, lieb?
Was würde der Verlust dieser Tasche für Sie bedeuten?
Könnten Sie das alles wieder beschaffen?
Was, warum nicht?
- zu den einzelnen Dingen: (jedes Ding einzeln besprechen)
Wie sind Sie zu den einzelnen Gegenständen gekommen?
Seit wann tragen Sie sie herum?
Was ist Ihnen wichtig daran?
Was davon ist das Wichtigste?
Was könnten Sie entbehren?

4. Fragen zum Gebrauch einer Tasche

- All diese Dinge - haben Sie die immer in der gleichen Mischung dabei?
Füllen Sie diese Dinge auch in andere Behältnisse um?
- Zu welchen Gelegenheiten benutzen sie Ihre Handtasche?
immer,
zum Einkaufen
nur auf Reisen,
wenn ich ausgehe,
in die Stadt,
wenn ich mit meiner Familie/allein unterwegs bin,
wenn ich Verantwortung habe,
wenn ich Auto fahre,
- Wie lange haben sie diese Tasche schon?
Wie haben sie sie erworben? (selbst gekauft, Souvenir, Geschenk)

5. Fragen zur Tasche als solcher

- Warum haben Sie gerade diese Tasche erworben?
(praktische Form, Größe, Farbe)
- Könnten Sie ihr Äußeres, Material, Marke, Erhaltungszustand und ihre Form kurz beschreiben)

6. Viele Taschen für alle Lebenslagen

- Haben sie noch andere Taschen?
oder: In welchen Behältnissen transportieren Sie die Sachen, die man normalerweise so braucht?

Hilfe: Gehen Sie in Gedanken mal Ihren Kleiderschrank oder Ihr Taschenfach durch! Überlegen Sie mal so Ihre Gewohnheiten während einer Woche oder eines Monats!

- Können Sie mir von Ihren verschiedenen Taschen erzählen: Typ? z.B. Rucksack, Aussehen? Benutzungsanlaß? Gewohnheiten?

(nach Möglichkeit die einzelnen Taschen kurz durch gehen, Die letzte Frage zielt auch auf die Lebensgewohnheiten und die Mobilität.)

- Wie oft benutzen Sie die einzelnen Taschen? (selten, ausnahmsweise, nur auf Reisen)
- Brauchen Sie für Ihren Beruf bestimmte Taschen?
- Welche ist Ihnen dann die Wichtigste unter allen? Warum?
- Und wenn sie mal so summieren, wieviel Tragebehältnisse oder Taschen haben und benutzen Sie normalerweise in einer Woche oder einem Monat?

für Taschenverweigerer:

- Haben sie vielleicht eine Tasche in anderer Form, z.B. als Rucksack, als Hosentasche oder ähnliches?
- Warum lehnen Sie (Hand-)Taschen ab?
- Wie gehen Sie dann mit den alltäglichen notwendigen Dingen, wie Schlüssel, Geld oder Brille um?

7. Taschen im Lebenslauf

- Können Sie sich noch an Ihre erste Handtasche erinnern? Wann war das? Aus welchem Anlaß bekamen Sie sie? Von wem? Welche Bedeutung hatte das für Sie? Waren damit bestimmte Gefühle, Einstellungen oder Wandlungen verbunden?
- Benutzen Sie seitdem eine feste Tasche? Haben sich Ihre Gewohnheiten wesentlich geändert? Wie? Warum? Wann?
- Hatten Sie im Lauf Ihres Lebens verschiedene Taschen? z.B. Kindertasche, Schulranzen, Jugendsporttasche, Abendtasche Welche waren das? In welchen Phasen Ihres Lebens? Welche Bedeutung hatten sie für Sie?
- Haben Sie von diesen früheren Taschen noch welche aufbewahrt? Weiter in Benutzung? Warum?
- Und heute: Wechseln Sie jede Saison Ihre Tasche, oder gibt es einen Anlaß für solch einen Wechsel?

8. Was man mit sich herum trägt

- Und wenn sie so die verschiedenen Taschen Ihres Lebens im Kopf durchgehen: Was hat sich geändert? Und welche Vorlieben oder Gegenstände sind gleich geblieben?
- Was haben Sie heute meistens dabei?
- Meinen Sie, daß es etwas gibt, was jeder Mann/jede Frau immer dabei haben sollte?
Wenn ja, was? Warum?
- Welche drei Dinge hätten Sie gerne immer dabei, wenn Geld und Gewicht keine Rolle spielten?
- ... in Notlagen, in wichtigen Situationen?
- Was meinen Sie, gibt es einen grundsätzlichen Unterschied, in dem was Männer und Frauen so mit sich herumtragen? Welchen? Warum? An welche Vergleichspersonen denken Sie? (Ehemann oder -frau, ...) Erzählen Sie doch etwas davon!

9. Die Tasche als Tabu-Zone

- Welche Gegenstände Ihrer Tasche möchten Sie einmal weitervererben? (Diese Frage habe ich sehr bald gestrichen, weil darauf keine Antwort kam.)
- Können Sie sich erinnern, haben Sie als Kind auch einmal die Tasche Ihrer Eltern/Mutter ausgeräumt? War das erlaubt? Wie waren die Reaktionen? Wie ist das bei Ihren Kindern oder Enkeln, dürfen die das?
- Wer hat Zugang zu Ihrer Tasche, darf hineinschauen?
wenn jeder:
Und tun Sie das auch, schauen Sie in anderer Leute Taschen. Benutzen andere Personen Ihre Tasche mit Ihnen gemeinsam?
(Weiter fragen, wenn es eine Differenz zwischen gesagter Meinung und Praxis gibt.)
wenn keiner:
Haben Sie schon schlechte Erfahrungen gemacht?
- Was meinen Sie, warum ist der Inhalt Ihrer Tasche für so viele Menschen etwas, das Sie anderen nicht zeigen würden, quasi ein Tabu?
- Wo beginnt, wo setzen Sie Ihren persönlichen Bereich, wo kein anderer hin darf? Z.B. Briefe, Klo, besondere Schublade, Bett, ganze Wohnung ...

10. Fragen zur Einschätzung anderer oder durch andere

- Interessiert Sie, was Ihre Mitmenschen, Freunde so mit sich herum tragen?
Warum ja, warum nein?

- Meinen Sie, daß man Personen nach dem, was Sie mit sich herum tragen, charakterisieren kann? Erzählen Sie doch mal Beispiele aus Ihrem Bekanntenkreis! (Als Einstieg in diese Frage, wenn nötig, eine kleine Geschichte erzählen z.B. vom großen Schlüsselbund meines Vaters.)
- Gibt es unter den Leuten, die Sie kennen oder beobachten können, solche, die besondere Gewohnheiten haben, wie Sie mit dem umgehen, was sie so mit sich herum tragen?
... oder die auffällige Taschen haben?
... einfach ganz andere Gewohnheiten, als sie selbst?
- Kennen sie bestimmte Typen von Taschen, die zu bestimmten Menschentypen gehören? Welche?
- Wofür halten Sie sich?
Wofür, glauben Sie, werden Sie von Ihrer Umgebung gehalten?

Schluß:

Jetzt haben wir viel über Taschen, und das, was man mit sich herum trägt, gesprochen. Fallen Ihnen zu diesem Thema Geschichten ein? z.B. sonderbare Erlebnisse,

etwas, an das Sie sich besonders intensiv erinnern, gute oder schlechte Erfahrungen.

Haben Sie Wünsche, wie es sein sollte?

Weitere mögliche Erzählstichpunkte:

charakteristische Mischung einer Hosentasche,

Notnagel für alle Fälle,

tausend Zettel,

Taschenraub,

was ich immer vergesse,

die liebe Not mit den Schlüsseln.

Anhang III: Kommentarblatt (Muster)

1. Äußeres

- Datum des Interviews
- Uhrzeit: von bis
- Ort des Interviews
- Name des Befragten; äußere Merkmale; Adresse (die persönlichen Daten sind nicht ausreichend anonymisiert, deshalb nur zum wissenschaftlichen Gebrauch!)
- weitere am Interview Beteiligte

2. Vorab gegebenen Informationen

- Vorwissen über den Interviewpartner
- Nachfragen
- Beobachtungen

3. Beobachtungen während des Interviews

- Verlauf
- Auffälliges
- körpersprachliche Mitteilungen
- Störungen
- Atmosphäre
- meine Rolle als Interviewerin
- Rolle des Interviewten

4. Weiter empfohlene Interviewpartner

5. Erste Analyse- und Interpretationsansätze

- inhaltliche Schwerpunkte
- Vergleiche
- ...

6. Gedächtnisprotokoll nicht aufgenommener Teile des Gesprächs

7. Sonstiges

Erklärung der Abkürzungen

Bd. = Band

Dersb. = Derselbe

Hrsg. = Herausgeber

Ht. = Handtasche

Jg. = Jahrgang

Nr. = Nummer

S. = Seite

u.a. = und andere

ZfVk = Zeitschrift für Volkskunde

(Zahl)=Nummer eines Interviews und des Gesprächspartners, weiter
aufzuschlüsseln über das Soziogramm in Anhang I

IV. ZUSAMMENFASSUNG: GRENZEN UND CHANCEN DIESER ARBEIT

Miniaturen aus dem Gebrauchsfeld Tasche, so könnte man diese Arbeit auch überschreiben. Ihr Schwerpunkt liegt auf dem empirischen Bezug mit vielen Beispielen. Bei der kleinen Zahl von 31 Gesprächspartnern kann ich keine allgemein gültigen Ergebnisse ableiten, sondern nur Tendenzaussagen treffen. Sie müssen auch immer Kann-Aussagen bleiben: Für jemanden mit einer festen Tasche kann seine Tasche ein wichtiger Funktionsträger sein, für solche aber, die keine Taschen benutzen, kann eine Tasche etwas weitgehend Bedeutungsloses sein. Die Grenzen der Aussagemöglichkeit liegen auch in der Sprache, denn Alltag ist kein normales Sprechthema; er besteht zum großen Teil aus Handlungen, die außerhalb des Bewußtseins liegen. Seine vielfältigen Aspekte ermöglichten mir keine durchgängige theoretische Fundierung. Jeder Einzelaspekt dieser Arbeit könnte und müßte nun weiterführend theoretisch beleuchtet werden. Die wichtigen Teilbereiche Geschichte und Geschlechtsspezifität im Gebrauchsfeld Tasche mußten hier weitgehend unberücksichtigt bleiben, da sie Themen für jeweils eigene Arbeiten ergäben.

Neben den Grenzen sollen auch die besonderen Chancen dieser Arbeit beleuchtet werden. Sie liegen in ihrem methodischen Ansatz: Nur im Blick auf den Umgang mit den Dingen zeigen sich menschliche Werte und Wertmaßstäbe. So erschließen sich aus dem Gebrauchsfeld Tasche viele und vielfältige Aspekte des Umgangs mit Dingen, des Alltagshandelns und Denkens und auch viele grundsätzliche Aspekte kulturellen Handelns. Sie sind alle mit den vielen Beispielen an die konkrete Alltagswirklichkeit angebunden. Was sich am Anfang als Hindernis darstellte, war auch ein Gewinn: Einiges ließ sich ganz direkt aus der Sprache ableiten. Da nur so wenig über Alltagshandeln innerhalb der Interviews sprachlich ausgedrückt wurde, bekamen die einzelnen Äußerungen authentisches Gewicht.

Wichtiger als die vielen kleinen Ergebnisse zur Bedeutung der Tasche, ist die Gesamtansicht auf ihr Gebrauchsfeld mit seinen vielfältigen zeichenhaften Bedeutungen, Beziehungen und wechselseitigen Verflechtungen. Ich will die Tasche nicht zum gewichtigen Symbol hinaufstilisieren, da sie doch hauptsächlich ein funktioneller Gebrauchsgegenstand bleibt. Auch die "Nicht-Taschen" und die Taschenverweigerung haben ihre Berechtigung als dialektische Gegenpole, die mit ein Bedeutungsfeld konstituieren. Es gibt in volkswissenschaftlicher Literatur bisher nur wenige Studien, die sich mit Alltagshandeln in einer umfassenden, ganzheitlichen Sicht, beschäftigen und dabei inhaltliche und methodische Arbeit gleich nachvollziehbar miteinander verknüpfen. Dazu will diese Arbeit einen kleinen Beitrag leisten.

Über der Zusammenfassung soll die Frage stehen: Wie funktioniert Kultur im Alltag?

Zusammengesehen ergeben die Aussagen aller Gesprächspartner eine Normalvorstellung von Tasche und Handtasche. Tasche ist ein recht allgemeiner Oberbegriff: Tasche als Behältnis, um etwas hinein zu geben und auch zu tragen. So können hierzu Taschen in Kleidungsstücken und auch freistehende Taschen zählen. Handtasche ist dazu ein Unterbegriff mit folgenden Komponenten: Handtasche als eine Tasche für Frauen; in einer festen Form zum Umhängen oder in der Hand zu tragen, zusätzlich zur Kleidung als Extragegenstand - keine Rucksäcke, Gürteltaschen oder größere Reisekoffer; üblicherweise vor allem für bestimmte Inhalte wie Schlüssel, Geldbeutel und Ausweis; getragen zu Anlässen im öffentlichen Leben, im öffentlichen Raum, vor allem ausgehend vom Berufs- und Geschäftsleben - weniger beim Sporttreiben oder im häuslichen Privatbereich.

Berufstätige Frauen verwirklichen am ehesten dieses Normalbild. Das Tragen einer Handtasche setzt ganz unausgesprochen eine bestimmte, beherrschte Körperhaltung und Gangart voraus. Für ihren Gebrauch gibt es formulierte Regeln. Sie beziehen sich vor allem auf die Abstimmung von Farbe und Stil der Tasche auf Kleidung und Verwendungszweck: Im Sommer trägt man helle Taschen und im Winter dunkle. Die Umsetzung solcher Regeln macht mit den Geschmack des einzelnen aus. Mit seinem vom Geschmack geprägten Habitus kann man sich bis in den alltäglichen Taschengebrauch hinein sozial unterscheiden. Pierre Bourdieu führt in seinem Konzept vom Habitus aus, daß der Geschmack sozialer Distinktion dient. Der Taschengebrauch ist aber nicht nur von allgemeinen Regeln bestimmt, sondern gerade auch durch persönliche Vorlieben und Charaktereigenschaften. Extreme dabei sind Lockerheit und Sorge im Umgang mit Taschen und den Dingen in den Taschen. Einer unbesorgt lockeren Haltung kann eine Beuteltasche entsprechen, in die man einfach alles hineinstopfen kann. Der Sorge und dem genauen Bemühen, alles korrekt zu erledigen, kann dagegen eher eine Tasche mit vielen Einzelfächern aus festem Material dienlich sein.

Dabei entspricht die Variationsbreite der Dinge in der Tasche der Anzahl meiner Gesprächspartner. So konnte sich jeder einzelne trotz Anpassung an Üblichkeiten und Notwendigkeiten ein Stück Eigen-Sinn im Umgang mit seinen Dingen bewahren. Aber sehr viele der Gesprächspartner hatten die GSA-Mischung dabei Geldbeutel, Schlüssel, Ausweis. Diese Dinge stehen für eigenverantwortliches Handeln als Erwachsener. Viele haben eine genaue Vorstellung davon, wann die Dinge in ihrer Tasche vollständig sind. Sie können eine Grundausrüstung im alltäglichen Lebenskampf sein. Ihre Beständigkeit im immer Gleichen des Alltags und ihre griffbereite Verfügbarkeit kann ein Stück alltäglicher Daseinssicherheit vermitteln.

Handtasche ist ein Transportmittel für Geld, wie sie öfter von den Gesprächspartnern definiert wurde. Immer Geld dabeizuhaben, ist eine alltägliche Notwendigkeit: Ohne Geld kann man keine öffentlichen Verkehrsmittel benutzen. Sie stehen für die Bewegungsfreiheit im städtischen Raum. Selbst die

Kommunikation wäre vielfach ohne Telefongeld unmöglich. Die alltägliche Bedeutung des Geldes rührt aber vor allem von seiner großen Symbolkraft her. Der Geldschein aus Papier ist nicht nur durch soziale Übereinkunft Symbol für Materie und Zahlungskraft. Geld kann auch "Verfügbarmacht über die objektivierte psychische Energie"¹ statusgläubiger Menschen bedeuten. Darin sind auch die verschiedenen, ausgeprägten Formen alltäglicher Sicherheitsvorkehrungen im Umgang mit Geld begründet, z.B. es um den Bauch tragen oder möglichst wenig Geld mitnehmen. Geld ist das Machtsymbol in unserer Gesellschaft. Es wird bis in alltäglichste Bereiche und selbst in familiären Vertrauensräumen tabuisiert. Der Geldbeutel kann Privattresor für Geld und andere Wertgegenstände sein. Öffentlicher Geldgebrauch ist im traditionellen Rollenschema Privileg des Mannes. Es zeigt sich jedoch eine Entwicklung hin zu gleichberechtigter Geldverwaltung beider Geschlechter. Im alltäglichen Handeln wird schon der Geldbeutel im und durch den tabuisierten Gebrauch zum Zeichen für Zahlungsfähigkeit - für Macht.

Ähnliche Sicherheitsvorkehrungen wenden viele Interviewpartner auf ihre Schlüssel an. Schlüssel-Verlieren gilt allgemein als sehr unangenehm. Viele Geschichten erzählen vom Verlieren und Finden. Der Umgang mit Schlüsseln kann zum Testfall für das Funktionieren des Alltags werden. Das oft zu beobachtende demonstrative Zur-Schau-Stellen von Autoschlüsseln, weist auf das Statussymbol Auto hin. Schlüssel sind eine Symbol für Zugang und Verfügungsmacht.

Zu am den häufigsten mitgetragenen Dingen in der Tasche gehören auch Ausweis und Papiere. Sie haben gerade in Deutschland eine lange bürokratische Tradition. Der zwischen den Generationen unterschiedliche Umgang mit Ausweisen weist auf eine unterschiedliche Einstellung zum Staat hin. In Notfällen kann der Ausweis im alltäglichen Leben auch die Bedeutung gewinnen, die Identität einer Person nachzuweisen. Über alle Generationsunterschiede hinweg gibt es einen gesellschaftlichen Konsens über die Bedeutsamkeit des Ausweises. Ohne Papiere wären wir staatlich nicht existent.

Häufig erwähnt wurden unter den Dingen in Taschen auch Taschentücher und Taschenkämme. Sie bilden oft eine kosmetische Grundausstattung. Bei vielen Männern steht ein Kamm für ein Minimum an Körperpflege. Mit Taschentüchern läßt sich jede Art von Dreck und körperlichen Ausscheidungen unsichtbar machen, zu-rechtrücken. Taschentücher und Taschenkamm können so für die Ordnung mit sich selber stehen, und damit auch für Selbsteinordnung des eigenen Körpers unter die Regeln einer zivilisierten Gesellschaft, die körperliche Regungen weitgehend unterdrückt. In der Tasche sichern sie einen Minimalstandard an allzeit verfügbarer Hygiene und Körperpflege.

Ein weiteres Taschenspezialrequisit ist das Taschenmesser. Auf funktioneller Ebene ist es ein praktisches Werkzeug vor allem "zum Essenherrichten" (9). Auf

¹ Csikszentmihalyi, Mihaly und Rochberg-Haltonalton, Eugene: Der Sinn der Dinge. 1989. S. 49.

einer symbolischen Ebene kann es aber als vorgestelltes Urwerkzeug und Urwaffe auch ein Männlichkeitszeichen und eine Verkörperung von Sehnsüchten nach Natur sein.

Fotos in der Tasche war ein Lieblingsgesprächsthema der Interviewpartner. Es handelt sich dabei fast ausnahmslos um Familienfotos. Für die Gesprächspartner, die Familienfotos mit sich tragen, ist Familie in je eigener Form ein Problem. Keiner von ihnen gehört zu einer geschlossenen Kleinfamilie, die immer noch als das normale Familienmodell in den Köpfen besteht. Gerade sie, die in einer "familienfernen" Konstellation leben, tragen die Bilder der Familie immer nahe bei sich. Die Fotobilder der Familie vervollständigen das Familien-Bild im Kopf.

Voraussetzung für solch eine Interpretation ist die allgemeine Meinung, daß sie eine abgebildete Person wirklich repräsentieren können. Ein Foto kann auch dazu benutzt werden, die Trennung vom abgelichteten historischen Moment aufzuheben, "um das Monopol zu brechen, das die Geschichte heute an der Zeit hat."² Es kann so ambivalente Erinnerungen auslösen: Erinnerungen an die schönen Gefühle im abgebildeten Moment und schmerzliche Gefühle, daß dieser Moment unwiederbringlich vorbei ist. Ähnlich paradox ist auch die Einstellung einiger Gesprächspartner zu ihren Fotos: Sie wollen sie immer dabei haben, aber sie meinen sie gar nicht anschauen zu müssen, weil sie sie ohnehin im Kopf haben. Die Interpretation des Fotos als Reliquie und vera ikon, kann diesen Zwiespalt etwas erklären. Nach der ihnen unterstellten Realistik können Fotos wahr abbilden und so einen Teil/etwas von einer Person festhalten. Und gleichzeitig können sie damit ein wahres Abbild liefern. Im Gebrauch dienen Fotos den meisten Gesprächspartnern zu ihrer eigenen Selbstbestätigung, bei Personenbildern kann es aber nicht nur um die individuelle Identität gehen, sondern auch um den Bezug des Einzelnen zum Abgebildeten, um eine soziale Identität.

Neben den Dingen in der Tasche können auch Taschen selbst zeichenhafte Funktion erlangen. Korb und Rucksack können Zeichen für einen Lebens- und Zeitstil sein, der gleichzeitig den Stil bestimmter sozialer Gruppen ausmachen kann. Unabhängig von ihrer Materialität gelten sie auf dieser Zeichenebene als gleichermaßen funktionell wie natürlich. Außer diesen zur Zeit ganz modischen Tragebehältnissen gibt es für fast jeden Anlaß und jede Lebenssituation eine spezielle Tasche und die dazugehörigen Normvorstellungen ihres richtigen Gebrauches. Für bestimmte Lebensbereiche, z.B. den Tennissport, gibt es feste Ausrüstungen mit jeweils dazu passenden Taschen. Dabei ist eine Tendenz zu beobachten, daß die Industrie immer mehr und immer differenziertere, geschlossenen Sachensysteme propagiert. Die Zuordnung der jeweiligen Tasche zu Zweck und Anlaß ist in unausgesprochenen sozialen Regeln ziemlich genau

² Berger, J.: Eine andere Art zu erzählen. 1984. S. 110.

festgelegt. Je höher der soziale Rang ist, um so differenzierter ist der Taschengebrauch.

Taschengebrauch hat nicht nur eine individuelle und soziale Dimension, sondern auch eine zeitliche. Mit persönlichen Memotechniken haben einige Gesprächspartner einen Weg gefunden, mit dem Alltagsproblem des Vergessens in der Zeit fertig zu werden. Zur Routine gemacht können solche Techniken zu konkreter Lebensbewältigung werden. Bei den Kalendern, die die abstrakte Dimension Zeit in die konkret meßbare Zeiteinheit verwandeln, korrespondieren die Linien gesellschaftlicher Entwicklungen mit der Tendenz im privaten Gebrauch: Im Großen gibt es die Tendenz zu immer genauerer Erfassung der Daten des einzelnen. Dazu parallel verplanen immer mehr Menschen ihre ihnen persönlich zur Verfügung stehende Zeit immer genauer. Im Kalender verschriftlichen sie ihre Zeit. In diesem Trend liegen die modischen Filofaxkalenderbücher, mit denen sich sekundengenau planen läßt. Aber auch im Privatgebrauch gibt es dazu eine Gegenbewegung: alternative Kalender, die eine symbolische Dimension betonen; und die Weigerung, überhaupt einen Kalender zu führen.

Auch die Taschen selbst stehen in der Zeit. Dingbiographien beschreiben mögliche Aggregatzustände ihres Gebrauchs: Herstellung, Erwerb, Benutzung, Aufbewahrung, Umnutzung, Reparieren, Entsorgung und Erinnerung. Die Dingbiographie kann im Gebrauch zu einem Teil der Biographie des Benutzers werden. Dabei zeigen sich zwei gegensätzliche Haltungen im Umgang mit den Dingen: Die ältere, lang tradierte Haltung eines erhaltenden und pflegenden Umgangs mit den Dingen geht von beschränkten Ressourcen aus. Ihr entsprechen Bewahren, Flickern und Umnutzen als Gebrauchsmodi von Taschen. Den Gegensatz dazu bildet ein Hop- und Weg-Mentalität des gedankenlosen Umgangs mit Materialwerten. Die Dinge sind dabei allein als Waren und im Warenverbrauch im stets zirkulierenden Produktionsprozeß wichtig.

Schließlich ist der Umgang mit den Dingen auch von der Zeit des Benutzers abhängig. Sein Umgang mit Sachen bewegt sich in drei Dimensionen: Zuerst die Zeit des einzelnen, seine persönliche Lebenszeit, wie sie von ihm subjektiv erfahren wird. Als weitere Dimension kommt die historische Zeit hinzu, die und durch die sich der einzelne erlebt. Die dritte Dimension ist seine affektive Bindung an die Dinge. Der Grad der Anbindung eines Dings und seiner Benutzung an diese drei Komponenten bestimmt auch wesentlich die Fähigkeit zur Erinnerung an Gegenstände, wie frühere Taschen. Wenn ein Gegenstand konkret vorhanden ist, kann das die Erinnerung anregen und unterstützen. So war es für die Interviewpartner schon leichter, sich an ihre konkreten früheren Taschen zu erinnern als an den Wandel ihrer Umgangsgewohnheiten. Oft hatten sie kein Bewußtsein für ihre eigene Entwicklung, sie betonten, immer die Gleichen mit den gleichen Gewohnheiten zu sein. Das kann mithelfen, sich als mit sich kontinuierlich übereinstimmend zu

empfinden und so persönliche Identität zu konstruieren. Und schließlich spielt auch das Lebensalter des Benutzers eine Rolle für den Dinggebrauch: So hat nicht nur jedes Alter seine Form der Taschen und typischen Dinge, die man mit sich herumträgt, sondern auch eine eigene Form der Objekttransaktion: etwa egozentrische Bedeutungsgehalte in der Kindheit, langsame Entdeckung eines individuellen Selbst in der Jugend und soziale Orientierungen im Erwachsenenalter, die das eigene Selbst transzendieren können. In der langen "Normalphase" des Erwachsenenlebens spielen Altersbezüge weniger eine Rolle.

Bei der Bewertung des eigenen Umgangs mit Taschen und des Verhaltens von anderen dominiert die Kategorie Ordnung. Sich selbst empfanden die meisten als ganz normal. Der Glaube, jemand ganz normaler zu sein, einer allgemeinen Ordnung zu entsprechen, verleiht offenbar Sicherheit. Die Kategorie Ordnung ist auf funktioneller Ebene sehr wichtig, um seine Dinge nicht suchen zu müssen. Davon ausgehend kann die Kategorie Ordnung noch für weitreichendere Bedeutungen stehen. Sie kann sich für den einzelnen von zwei Seiten zeigen: Zum einen kann sie Unter-Ordnung unter ein festes System von Ordnungen/Regeln bedeuten. Zum anderen kann es heißen, Ordnung zu schaffen und damit Macht auszuüben. Die Ordnung der persönlichen Dinge kann dabei eine Basis sein, Verantwortung und Macht zu übernehmen. Verlieren und Vergessen kann ein Verstoß gegen die Regeln eigener Ordnung sein. Insgesamt gesehen kann Ordentlich-Sein so bedeuten, teilzuhaben an der Konstitution von Person, Gesellschaft und Kultur.

Bei der Bewertung und Einschätzung anderer stößt man auf einen Widerspruch: Zum einen gibt es die Regel, daß man niemanden nach seinem Äußeren beurteilen soll, zum anderen setzt jeder in seinem Habitus z.B. mit Kleidung oder Frisur Zeichen, damit sie von den anderen gelesen werden. Diese beiden Pole liegen auf unterschiedlicher Ebene: auf einer moralischen und der des Habitus. Die dinglichen Zeichen sind offener und weniger direkt als sprachliche Zeichen, aber sie liegen so auch außerhalb des Aussprechbaren. Deshalb habe ich auch nur wenige Hinweise, wie die Interviewpartner ihre Mitmenschen einordnen. Z.B. eine Dame aufgrund der Schuhe zwischen Männern und Herren unterscheidet. Die Gesprächspartner leiteten aus äußeren Merkmalen aber auch charakterliche Eigenschaften ab. Vielfach verwenden sie sich zur Einschätzung ihrer Mitmenschen Typologierungen. Sie vereinfachen die Sicht auf die komplexe Wirklichkeit. Aber sie ermöglichen früheres, in konkreten Situationen gewonnenes Erfahrungswissen ohne größere Anstrengungen stets zur Wertung bereit zu haben.

Noch schwieriger als die Einschätzung anderer über den Weg von Zeichen, ist die selbstverständliche Etikettierung als "persönlich" zu verstehen: Eine Tasche und die Dinge in der Tasche sind etwas "Persönliches". Es gibt nur wenige sprachliche Andeutungen, was "persönlich" genau bedeutet. Es meint jeweils verschiedene

Formen des Selbstbezugs. "Persönlich" ist auch eine Beziehungsaussage: über die Beziehung zu den Dingen. "Persönlich" kann damit eine Qualität des Umgangs mit den Dingen meinen. Sie kann sich kaum in als persönlich bezeichneten Dingen alleine materialisieren, sondern erst im Umgang der Menschen mit den Dingen verwirklichen.

Der Schluß knüpft an meinen Ausgangspunkt an: Die eigene Tasche ist etwas Wichtiges, ein "heißer Punkt". Für alle Interviewpartner ist eine Tasche anderer etwas, das sie achten, in das sie nicht ohne weiteres hineinschauen. Für viele ist ihre Tasche etwas, das sie sich vorbehalten. Die Wahrung dieser Grenzsetzung fordern sie von anderen ein. Dagegen ist für manche ihre Tasche etwas, das Vertrauten offen steht. Aber alle haben entweder in ihrer Tasche oder in einer anderen Form, z.B. in einem Kästchen oder der Zeit der Mittagsruhe, einen von anderen abgegrenzten persönlichen Bereich. Oft ist solch ein Bereich mit Verboten belegt. Wichtig ist dabei die Möglichkeit, daß solch ein Bereich geschlossen oder verschlossen werden kann. Die eigene Tasche läßt sich so als Schutzbereich des einzelnen interpretieren. Nur er hat die Nutzungs- und Verfügungsgewalt darüber. Damit kann er seine Persönlichkeit ins Räumliche erweitern. Geschützt wird die Individualität des einzelnen. Diese Funktion konstituiert sich durch den Anspruch des Eigentümers und den Respekt der anderen. Deshalb will ich den von einigen Gesprächspartnern vorgegebenen Ansatz aufnehmen und interpretieren: Die eigene Tasche ist ein potentieller Tabubereich.

AUSBLICK: ZEICHENHAFTIGKEIT IM KULTIVATIONSPROZESS

Bei den Betrachtungen zum Gebrauchsfeld Tasche ging es letztlich immer um Zeichenhaftigkeit. Dazu soll zum Schluß noch einmal eine Gesprächspartnerin zu Wort kommen. Sie sagte von sich:

"Also ik kann mik selbst als Friedhof betrachtn oder als Korb." Sie zieht dann aber doch die leichtere Tüte vor und kommentiert ihre Wahl: "Also ik seh immer Symbole, und wirklich praktische. Ik bin auch sehr praxisbezogen."
(11)

In diesem Stil verläuft das ganze Gespräch (siehe auch I.2.c). Diese Frau sieht in alles zuerst eine Symbolik hinein. Für sie gibt es keinen Unterschied zwischen Friedhof und Obsttüte. Damit wird alles ungeheuer wichtig und gewichtig. Sie läßt alles mit mehrdeutiger Bedeutungsschwere auf. Aber sie kann nur sagen, daß es so wichtig ist - die eigentliche Bedeutung versucht sie erst gar nicht auszudrücken.

Sie löst damit die Dinge aus ihrem Funktionszusammenhang, aus ihrem Sitz im Leben. Mit "praktisch" meint sie in obigem Zitat, daß ihr jeder Alltagsgegenstand zum Symbol werden kann. Ebenso löst sie sich selbst, wenn sie solche Symbolisierungen auf sich bezieht, von der Realität ab. Sie verliert damit auch den Boden, der sie tragen könnte.

Indem sie alles symbolisch sieht, konstruiert sie sich eine eigene Wirklichkeit, die über der Realität schwebt. Diese Meta-Wirklichkeit wird für sie zu ihrer eigentlichen Welt. Damit versperrt sie sich den Weg, sich konkret der Realität zu stellen.

Muß nicht jede sprechende Zeichenhaftigkeit einen Rückbezug zum Leben haben? Alle zeichenhaften Bedeutungen in den bisher besprochenen Beispielen hatten einen Bezug zur Lebenswirklichkeit der Sprecher, sogar umgekehrt: Erst aus diesen autobiographischen Bezügen konstituierten sich Bedeutung und zeichenhafte Aufladung von Dingen. Besonders deutlich wird dies bei den Kriterien für die Aufbewahrung von Taschen und den Bedingungen für die Erinnerung an Taschen (siehe III.5.b). Je stärker und vielschichtiger die Eigenbezüge zu den Dingen waren, um so bedeutender waren sie für die Gesprächspartner. Dagegen könnte man einwenden: Aber es gibt doch in der Werbung heute genug Zeichen, die keinen Realitätsbezug haben. Selbst diese künstlich neu konstruierten Zeichen knüpfen an Bekanntes an. Durch ihre ständige Wiederholung bekommen sie künstlich eine dauernde Präsenz und so einen Sitz im Leben.

So kann man zwar von außen alles als Zeichen einer Zeit lesen, aber auch das ist nicht beliebig, sondern eben in und von dieser Zeit in unverwechselbarer Weise erzeugt. Zeichenhaftigkeit kann nicht einfach beliebig übergestülpt werden. Sie ist nur sprechend, wenn sie aus einem Kontext kommt, einen "Sitz im Leben" hat. Am Gegenbild dieser Frau, die sich selbst in einer Wolke von Bedeutungen umnebelt, die in der Häufung zu leeren Worthülsen werden, hinter denen sie sich versteckt, wird ein grundlegender Aspekt von Zeichenhaftigkeit deutlich: Sprechende Zeichenhaftigkeit resultiert aus der Spannung zwischen Ding und Mensch. Sie ist immer eine Beziehungsaussage. Und erst im und durch den Umgang des Menschen mit dem zeichenhaften Ding realisiert sich seine volle Bedeutung.

Mihaly Csikszentmihalyi und Eugene Rochberg-Halton schreiben genau diese Qualitäten dem von ihnen beschriebenen Kultivationsprozess zu. Ich möchte diesen Begriff hier übernehmen. Er kann den größeren Rahmen für die Bedeutung der Dinge im alltäglichen Handeln abgeben. Die beiden Autoren definieren Kultivation als

"die Verbesserung, Entwicklung, Verfeinerung oder expressive Umsetzung irgendeines Objektes oder einer Lebensgewohnheit infolge Pflege, Übung oder aktivem Kennenlernen."³

Die Bedeutung der Dinge realisiert sich, ihrer Meinung nach, in der Transaktion zwischen Person und Objekt. Transaktionen sind psychische Aktivitäten und nicht nur physische Verhaltensweisen per se. Für diesen Kultivationsprozess sehen sie drei Ebenen: eine personale, eine soziale und eine kosmische. Auf dieser dritten

³ Csikszentmihalyi, Mihaly und Rochberg-Halton, Eugene: Der Sinn der Dinge. 1989. S. 185.

Ebene sehen sie den Kultivtionsprozess aus globaler Perspektive. Kultivation kann beitragen zur Lösung globaler Probleme:

"Wie können wir uns aus unserer suchtartigen Abhängigkeit von physikalischer Energie lösen, ohne auf die spezifisch menschliche Fähigkeit - die Verwirklichung unserer Träume - zu verzichten? Die Lösung ... besteht darin, daß wir lernen denjenigen Zeichen Bedeutung abzugewinnen, die das Leben bereichern und Chancen und Möglichkeiten des Wachstums eröffnen, ohne grossen Aufwand an physikalischer Energie oder Ausbeutung knapper und beehrter Ressourcen."⁴

Hier könnte auch eine Aufgabe von Volkskunde als einer Zeichenwissenschaft liegen: geschärften Sinn und Wissen über Zeichenhaftigkeit und Symbolisierung einzubringen. Gerade die Zeichenhaftigkeit des Alltags gilt es im Kultivationsprozess neu zu pflegen und anzustreben.

⁴ Csikszentmihalyi, Mihaly und Rochberg-Haltonalton, Eugene: Der Sinn der Dinge. 1989. S. 238.